Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn

Band: 73 (2000)

Artikel: Aufstieg und Niedergang der Uhrenindustrie in Welschenrohr : Zeitzeugen aus dem 20. Jahrhundert erzählen

Autor: Schmid, Christof / Fink, Urban

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-325202

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufstieg und Niedergang der Uhrenindustrie in Welschenrohr

Zeitzeugen aus dem 20. Jahrhundert erzählen

Christof Schmid, bearbeitet von Urban Fink

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung ... 121

Historischer Überblick über die Welschenrohrer Uhrenindustrie ... 122

Die Struktur der Welschenrohrer Uhrenindustrie ... 126

Fabrikarbeit ... 128
Ausbildung ... 128
Arbeit ... 132
Lohn ... 134
Akkordarbeit ... 135
Visitage ... 137
Chefpositionen ... 139
Neuerungen ... 140
Technische Fortschritte ... 141
Radium ... 141
Grössen ... 141
Der Vibrograf ... 142
Zwischenmenschliche Aspekte ... 145

Terminage ... 146
Ateliereröffnung ... 146
Auswirkungen ... 148

Die Heimarbeit ... 149
Vorteile ... 150
Nachteile ... 151
Kinderarbeit ... 153
Rückgang der Heimarbeit ... 153

Die Fabrikanten ... 154
Josef Gunzingers Position in der Technos ... 155
Verhältnis zwischen Direktor und Arbeiter ... 157
Lebensstil ... 157
Politik ... 158

Auswirkungen der Uhrenindustrie auf Welschenrohr ... 160
Gebäude ... 161
Soziales ... 162
Trennung zwischen Frauen- und Männerarbeit ... 164
Sprache ... 165

Krisen ... 167
Die Krise der 1930er-Jahre ... 167
Der Zweite Weltkrieg ... 168
Der Konkurs der Firma Tourist ... 169
Die Krise der 1970er-Jahre ... 171
Die Privatlabel ... 172
Das Uhrenstatut ... 172
Zahlungsbestimmungen ... 173
Die Quarzuhr ... 173

Biografien der Interviewpartner ... 175

Bibliographie ... 177

Einleitung

Geschichten aus vergangener Zeit faszinieren und fesseln. Die Bilder, welche von den Eltern und Verwandten über bekannte Personen, über das Dorf, über Grosseltern und deren Lebensweisen, über politische Konflikte bis hin zu den ersten Autos und Telefonapparaten vermittelt wurden, nähren die Neugierde an Vergangenem.

Solche Gedanken lagen am Anfang der vorliegenden Arbeit, die vom Welschenrohrer Christof Schmid als Wahlpflichtfacharbeit im Rahmen seiner Primarlehrerausbildung am Lehrerseminar Solothurn 1997 eingereicht wurde. Das mit der Bestnote ausgezeichnete Manuskript wurde von Urban Fink etwas gekürzt und für die Veröffentlichung ohne grössere Eingriffe redaktionell überarbeitet.

Christof Schmid gelingt es mit der vorliegenden Arbeit, den Grundgedanken der «Oral history» aufzunehmen und eine historische Abhandlung über ein Thema zu schreiben, das aufgrund der dürftigen Quellenlage anderweitig nicht abgedeckt werden kann. Im Zentrum dieser Methode der Geschichtsforschung stehen die «einfachen» Leute und deren Lebensweisen, Ansichten und Lebenserfahrungen. Daten und Statistiken rücken dabei in den Hintergrund.

Die Uhrenindustrie war in den Jahren 1880 bis 1980 während eines knappen Jahrhunderts der einzige Industriezweig, der in Welschenrohr Fuss fassen konnte und Erfolg hatte. Das Dorf wurde dadurch nachhaltig und auf vielfältigste Weise geprägt. Obwohl die jüngeren Welschenrohrer «nur» den Untergang der Uhrenindustrie miterlebt haben, waren alle ihrem Einfluss ausgesetzt, nicht zuletzt dadurch, dass ihre Eltern in der Uhrenindustrie tätig waren. Strassennamen, Fabrikgebäude, Ausdrücke im Welschenrohrer Dialekt sind Kennzeichen, in denen sich die Uhrenindustrie über ihren Niedergang hinaus verewigt hat. All dies ist Ausdruck der Uhren-Monokultur, die in Welschenrohr wie kaum in einer andern Ortschaft festzustellen ist.

Die vorliegende Arbeit über die Uhrenindustrie in Welschenrohr beschränkt sich auf einen Zeitraum zwischen 1930 und 1980, also auf die Zeit der Blüte der grossen Fabriken. Zeitlich weiter zurückliegende Entwicklungen werden erwähnt, wenn sie zum allgemeinen Verständnis beitragen. Die Leserschaft merkt schnell, dass die vorliegenden Aussagen eine persönliche Note, eine subjektive Betrachtungsweise eines Sachverhalts beinhalten. Gegensätze, ja Widersprüche sind deshalb nicht ausgeschlossen.

Gedankt sei allen, die sich für Interviews zur Verfügung gestellt und dadurch diese Arbeit ermöglicht haben. Diese Interviews bieten einen sehr lebendigen Eindruck über die Entwicklung der Uhrenindustrie

in einem Solothurner Dorf, die tiefgreifendste Auswirkungen auf die Politik, Gesellschaft und Kultur dieser Ortschaft hatte.

Historischer Überblick über die Welschenrohrer Uhrenindustrie

Als erster Uhrmacher von Welschenrohr wird Urs Gunzi(n)ger (1723–1782) genannt. Aus Überlieferungen geht hervor, dass er das Handwerk durch Auseinanderlegen von Uhren und durch fortgesetzte Pröbeleien erlernt hat. Er erfand und konstruierte eine Wanduhr, welche unter dem Namen «Wälscherohrer Zyt» eine verhältnismässig weite Verbreitung erzielte. Sein Sohn, Jakob Gunzinger (1759–1807), führte die Linie der Uhrmacher weiter. Er konstruierte die Turmuhren der damaligen Kirchen in Welschenrohr und Herbetswil. Sein Enkel, Urs Jakob Gunzinger (1793–1881), verfertigte die Turmuhr von Mariastein. Nach diesem Vorhaben, welches ein halbes Jahr in Anspruch nahm, richtete er sich eine Werkstatt in Welschenrohr ein. Bestellungen für Turmuhren kamen aus dem Balsthaler Thal, aus dem Welschland und vor allem aus dem Elsass. Da er keine Nachkommen hatte und seine Neffen, welche in seiner Werkstatt gearbeitet hatten, wegzogen, hörte die Uhrmacherei in Welschenrohr für einige Zeit auf zu existieren.

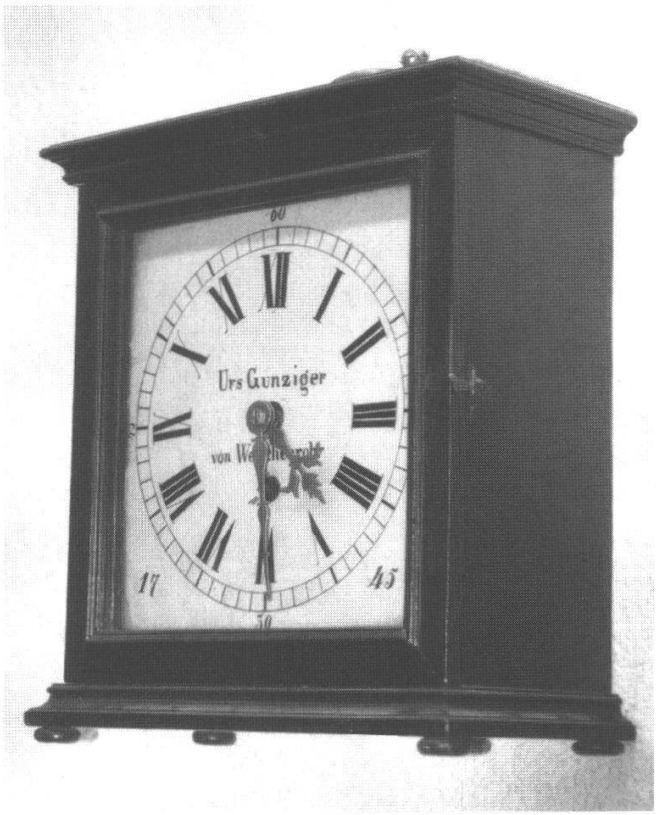

Abb. 1: Das «Wälscherohrer Zyt» von Urs Gunziger aus dem Jahre 1745 (Foto: Urban Fink).

1881 wurde die anonyme Aktiengesellschaft «Uhrenfabrik Welschenrohr» (Société d'horlogerie à Rosières) gegründet. An die Stelle der Fabrikation von Wand- und Turmuhren trat die Herstellung von Taschenuhren in Fabrikbetrieben. 1891 baute man in Welschenrohr das erste grosse Fabrikgebäude, die Rosetta.

«Der Anstoss für die Fabrik kam eigentlich von der Gemeinde aus. Also das waren Taschenuhren und nicht Armbanduhren.» (W.A.)

1894 geriet jedoch die Uhrenfabrik in finanzielle Schwierigkeiten und ging schliesslich 1896 Konkurs. Einige Uhrmacher nutzten ihre Erfahrungen aus der Uhrenbranche und machten sich selbständig. So entstanden um die Jahrhundertwende zirka 20 Ateliers, welche mit der Uhrenherstellung in Beziehung standen.

«Das waren noch keine Fabriken, sondern Ateliers. Die arbeiteten noch zu Hause. Schon auch für Fabrikanten von hier, aber hauptsächlich für vor a Bärg.*» (K.S.)*

Der enorme Zulauf, welchen die Uhrenindustrie erlebte, scheint seine Ursache nicht nur in dem vertrauten Handwerk zu besitzen. Für anderswo aufblühende Industriezweige wie die Metall- und Maschinenindustrie fehlte es im «Rosinlital» einerseits an genügend vorhandenen Rohstoffen oder Energiequellen wie Wasser oder Kohle. Andererseits wären die Transportkosten für solche Betriebe wegen der damals schlechten Verkehrslage viel zu hoch gewesen. Ausreichend vorhanden waren jedoch genügend billiges Bauland und Arbeitskräfte.

Die Uhrenindustrie mit ihren verschiedensten Partien kannte schon seit jeher unterschiedliche Herstellungsstrukturen. So gab es die Fabrikanten mit ihren Produktionsstätten, die Termineure, welche als Einmann- oder Familienbetriebe Uhren für Fabrikanten herstellten, und es gab die Heimarbeit. Die zwei letzten Produktionsformen ermöglichten wenigstens zum Teil eine eigene Zeit- bzw. Arbeitseinteilung. So gesehen, ermöglichte die Uhrenindustrie einen idealen Nebenverdienst, einen fliessenden Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie.

«Diejenigen, die einen Bauernbetrieb hatten, suchten noch eine Arbeit nebenbei. Sie haben nicht die ganze Uhr gemacht, nur einzelne Partien. Die Termineure, die die Uhr ganz fertigstellten, kamen dann erst später.» (E.A.)

«Der Fessler Otto (...) hatte auch einen Bauernbetrieb. Aber er ging auch noch auf den Uhren arbeiten. (...) Dann nahm er manchmal frei, wenn Zeit zum Heuen war, wegen des Wetters.» (R.S.)

«Gewöhnlich zur Eigenversorgung hatten sie ein 'Chüeli' im Stall. Wenn es gut ging, vielleicht zwei. (...) Das haben wir noch erlebt. Aber wahrscheinlich vor zwei Generationen hatte jeder einen kleinen Bauernbetrieb und arbeitete noch nebenbei auf den Uhren.» (K.S.)

«Ein bisschen ‹bürelet und gührelet›.*» (E.A.)*

Fabrikanten im eigentlichen Sinne waren Vinzenz Allemann, Adolf Allemann, Albert Uebelhart, Franz Gunzinger, Clemenz Allemann und Melchior Gunzinger. Clemenz Allemann konnte die Rosetta um 1906 kaufen. Zu dieser Zeit wurden schon Armbanduhren hergestellt. Es gab innert kürzester Zeit eine rasante Entwicklung im Bereich der Armbanduhren:

«Zuerst hatte man die Zylinderhemmung. Nachher kam Roskopf, eine Verbesserung. Und nachher die Ankeruhr. Das war dann eine Qualitätsuhr.» (K.S.)

Dabei ist zu bemerken, dass Roskopfuhren nie vom Markt verdrängt wurden. Später galten sie als Billiguhren, als die «Swatchs» ihrer Zeit.

«Anker, das war die Beste. Anker war die präzisere Uhr. Zwei Steine griffen da ins Ankerrad hinein. Zylinder- und Roskopfuhren funktionierten auf eine ähnliche Art, aber bedeutend einfacher, mit Stiften.» (K.S.)

Um konkurrenzfähig zu bleiben, mussten die Fabrikanten ihre Leute in möglichst kurzer Zeit ausbilden. Da es damals an öffentlichen Verkehrsmitteln fehlte, mussten Strapazen in Kauf genommen werden.

«Da mussten die Atelierchefs einen Kurs nehmen oder zu einem Termineur [Uhrenhersteller auf eigene Rechnung für einen Fabrikanten] gehen, der das schon konnte. Unser Vater ging nach Aedermannsdorf zu Vogts. Ja, das weiss ich noch ganz gut, wenn er morgens mit dem Velo ab nach Aedermannsdorf fuhr. Ich weiss nicht, dauerte dies eine Woche oder 14 Tage? Und dann als Chef lehrte er das in der Rosetta.» (W.A.)

Welschenrohr wurde mehr und mehr zu einem Uhrmacherdorf. Es gab Fabrikanten wie auch normale Arbeiter, die wegen der Uhrmacherei nach Welschenrohr kamen. Die Fabrikanten konnten auf Leute zählen, die das Handwerk kannten; die Arbeiter konnten sich auf eine saubere, gutbezahlte Arbeit verlassen.

«Es kamen viele, auch Welsche, nach Welschenrohr. Es hatte genügend Arbeit, und man wurde gut entlöhnt. Dies animierte sie, nach Welschenrohr zu kommen.» (E.A.)

Den eigentlichen Grundstein für die Uhrenindustrie legte Melchior Gunzinger. Er gründete 1900 ein Uhrenatelier und beschäftigte mit der Zeit 18 Arbeiter. Seit dem Jahre 1910 begann sein Sohn Josef Gunzinger im Betrieb mitzuarbeiten. Während des Ersten Weltkrieges war die Arbeiterzahl der Fabrik Melchior Gunzingers auf über 150 angestiegen. 1918 wurde eine neue Fabrik erbaut, die in den folgenden Jahrzehnten dreimal erweitert wurde.

Abb. 2: «Donada»-Neubau aus dem Jahre 1956 (Foto: Hans Arnet).

1920 übernahm der älteste Sohn, Josef Gunzinger, den Betrieb. Vier Jahre später wurde der Fabrikname *Technos* geschützt. Eine kurze Krise nach dem Ersten Weltkrieg war bald überwunden. Die Firma begann erneut zu wachsen, und mit der Aufnahme des direkten Exports wurde 1926 eine neue Fabrikerweiterung notwendig.

Die Beschäftigtenzahl erreichte mit 350 Personen im Jahre 1930 einen ersten Höhepunkt. Im Jahre 1939 wurde die *Gebrüder Gunzinger AG, Uhrenfabrik, Welschenrohr,* ins Handelsregister eingetragen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es mit der Uhrenindustrie in Welschenrohr erneut bergauf. Einige der kleinen Ateliers, welche im Schatten der Technos standen, begannen ebenfalls rasch zu wachsen.

«Die Racines haben im Rotschihaus hinten terminiert. Sie müssen gut gearbeitet haben, denn sie bauten die Fabrik, wo jetzt der Öl [die Firma Ing. F. Oel, ein Elektronikunternehmen] drin ist. Da haben wir so grosse Augen gemacht, als die von ihrem kleinen Atelier so etwas gebaut haben.» (W.A.)

Mit der Firma *Tourist* der Adolf Allemann Fils entstand ein zweiter Grossbetrieb mit über 150 Arbeitern. Andere Uhrenateliers, wie die *Roseba* und die *Donada* (Walter Racine), beschäftigten anfangs der 1960er-Jahre 30–40 Arbeiter, was verglichen mit den beinahe 400 Angestellten der *Technos* trotzdem recht bescheiden aussah.

In der Blütezeit der Welschenrohrer Uhrenindustrie fuhren täglich vier Autocars mit 150 Arbeitern nach Welschenrohr. Das Einzugsgebiet umfasste die Bezirke Thal und Gäu sowie das angrenzende bernische Bipperamt. Im Jahre 1960 zählte die Gemeinde sogar 220 Zupendler, welche 26 % der Arbeitsplätze Welschenrohrs belegten. Der Anteil Wegpendler der Dorfbevölkerung lag zwischen 1945 und 1965 stets unter 5 %.

Die Firma Tourist geriet bald in arge Geldnöte. Die Beschäftigtenzahl sank 1961 von über 200 auf 150 Arbeiter ab. Ein grosser Misserfolg eines Projektes gab schliesslich den Ausschlag für den Konkurs im Jahre 1963. Ihre Liegenschaften und Einrichtungen wurden von der weiterhin wachsenden Konkurrenzfirma Technos übernommen.

Ende der 1960er-Jahre erreichte die Firma Technos mit 550 Mitarbeitern im Dorf und einer Filiale in Saxon VS ihren Personalhöhepunkt. Trotz des Todes ihres langjährigen Direktors, Josef Gunzinger, im Jahre 1970 lief die Technos weiterhin gut. Man produzierte jährlich über eine Million Uhren und exportierte 95 % der Produktion, meist nach Japan und Brasilien.

Im Jahre 1974 brachen innerhalb einer Woche die beiden Märkte in Japan und Brasilien zusammen, auf denen 80 % der Technosuhren verkauft worden waren. Kurzarbeit häufte sich, Arbeiter mussten ihre Entlassung entgegennehmen. Nach und nach wurden sämtliche Uhrenbetriebe geschlossen, so die Donada 1979 und die Technos 1980.

Von den über 500 Arbeitsplätzen der Welschenrohrer Uhrenindustrie im Jahre 1970 blieben bis 1982 noch zirka 30 erhalten. Im Jahr 2000 gibt es noch ein Terminageatelier, das von Manfred Uebelhart und seinen Kindern geführt wird.

Die Struktur der Welschenrohrer Uhrenindustrie

In Welschenrohr war fast jede Person mit der Uhrenindustrie verbunden. Lebte man in Welschenrohr und wollte man dort arbeiten, blieb neben der Landwirtschaft und dem Gewerbe nichts anderes übrig, als in der Uhrenindustrie tätig zu sein. Die Uhrenpatrons selbst hatten kein Interesse, dass sich andere Industrien in Welschenrohr ansiedelten, und sie verstanden es, andere Firmen von Welschenrohr fernzuhalten.

«Das waren sicher 80 %, die mit der Uhrenherstellung etwas zu tun hatten. (...) Bauern hatte es ja nicht so viele. Ja, ausser Lehrer, Pfarrer, Wirtschaften und die Gewerbetreibenden: Bäcker, Metzger, Käser, Schmied, Läden, Coiffeur... nein, sogar die Coiffeurs arbeiteten noch auf den Uhren.» (E.A.)

«Man hatte praktisch keine Pendler. Man hatte ja genügend Arbeit in Welschenrohr. Wenn sie z. B. in Solothurn arbeiteten, mussten sie mit dem Fahrrad nach Gänsbrunnen.» (E.A.)

Es gab mehrere Funktionen und Aufgaben in der Uhrenindustrie. Schon seit der Jahrhundertwende gab es Fabrikanten im Dorf, die einzelne oder mehrere Leute in Fabrikbetrieben beschäftigten. Ihre Auftraggeber waren Kunden aus dem In- und mit der Zeit vermehrt auch aus dem Ausland. In den Fabriken wurden Ebauches, das heisst Uhrenbestandteile, zu einer Uhr zusammengestellt. Die Bestandteile wurden oftmals in Grenchen gekauft.

«Man darf nicht vergessen, dass jedes einzelne Teilchen eingekauft wurde. Aus diesem Grunde waren wir, die Technos, ein sogenannter Etablisseur. Ein Etablisseur kaufte alle Teile ein, stellte sie zusammen und verkaufte die Uhr. Die Manufacture wie z. B. die Firmen Lanco, Roamer, Longines, Rolex, produziert sämtliche Teile, stellt die Uhr her und vertreibt sie auch. Das war der Unterschied» (H.F.).

«Ebauches wurden von überall eingekauft. Je nach Kaliber, den du wolltest, musstest du ihn irgendwo kaufen. Jede Fabrik machte ihre speziellen Teile.» (K.S.)

In Welschenrohr existierten im weiteren zwei Schalenfabriken, welche Gehäuse für Uhren herstellten, und eine Fabrik, die Uhrenbestandteile für Roskopfuhren fabrizierte.

Im Laufe der Zeit fassten die Terminageateliers Fuss. In diesen Klein- bzw. Familienbetrieben wurden Uhren wie in den grossen Betrieben der Fabrikanten vollständig zusammengesetzt. Ihr Auftraggeber war meist ein auswärtiger Fabrikant. Sie erhielten von ihm die Bestandteile und hatten die Uhren innerhalb einer bestimmten Frist herzustellen.

«Wenn jemand zu Hause mit vier bis fünf Arbeitern oder mit Frau und Kindern auf den Uhren arbeitete, so nannte man das Atelier.» (E.A.)

«Es hatte viele Familien im Dorf, die terminierten z. B. für Firmen in Solothurn oder Grenchen.» (K.S.)

Um eine Uhr aus ihren Bestandteilen zusammensetzen zu können, brauchte es verschiedene aufeinander folgende Montageprozesse, die in der Fabrik auch örtlich voneinander getrennt wurden. Der Verarbeitungsprozess wurde in der Reihenfolge des Herstellungsprozesses der Uhr folgendermassen genannt: *Rouage/Finissage, Mécanisme, Achevage, Mise en Marche, Retouche, Cadran, Emboîtage.*

Eine weitere Möglichkeit, in Welschenrohr «auf den Uhren tätig zu sein», war die Heimarbeit. Fabrikanten aus dem Dorf wie auch Termineure, die für auswärtige Fabrikanten Uhren herstellten, gaben einzelne Partien der Uhr an Heimarbeiter und vor allem Heimarbeite-

rinnen ab. Die am meisten durchgeführte Heimarbeit war das Barillet (Mécanisme).

Anfangs arbeiteten Frauen, die in der Uhrenindustrie tätig waren, vor allem zu Hause. Die in der Fabrik tätigen Frauen überprüften oftmals die Funktionsfähigkeit der in Heimarbeit zusammengesetzten Uhrenbestandteile.

«In der Uhrenindustrie hat es immer Heimarbeit gegeben. Die meisten Frauen und auch einzelne Männer arbeiteten zu Hause.» (K.S.)

So gab es in Welschenrohr also Fabrikanten, Fabrikarbeiter, Atelierbesitzer, Termineure sowie Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter.

Fabrikarbeit

Den grössten Stellenwert in der Welschenrohrer Uhrenindustrie nahmen die Fabrikbetriebe ein. Schulentlassene wechselten fast klassenweise von der Schulbank ans «Etablie» einer grossen Uhrenfabrik.

Bis zum Ersten Weltkrieg existierten folgende Fabriken: Rosetta (bis 1896), Bernhard Allemann, Clemenz Allemann, Gebrüder Heuri (Schalenfabrik), Schwab (Weckerproduktion, Moutier), Uebelhart-Grieder, Gebrüder Gunzinger, die spätere Technos.

Die Technos, welche noch in den 1960er-Jahren eine Beschäftigtenzahl von über 450 erreichte, stellte den Mittelpunkt aller im Dorf vorhandenen Fabriken dar. Gefolgt wurde sie von der Konkurrenzfirma Adolf Allemann Fils (Tourist), welche Ende der 1950er-Jahre gegen 200 Angestellte hatte. Weitere Firmen in Welschenrohr nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Donada Watch (30–40 Arbeiter), Roseba (Ebauchesfabrik der Adolf Alleman Fils, der Name entstand aus ROSières oder ROSkopf EBAuches) und Albert Gunzinger.

Die Interviewpartner waren alle mindestens einmal in der Technos tätig. So beziehen sich folgende Aussagen vor allem auf diese Uhrenfirma, wobei einige Aussagen den Uhrmacherberuf allgemein widerspiegeln und auch ohne weiteres auf andere Firmen übertragen werden können.

Ausbildung

Da die Uhrenindustrie über lange Zeit die einzige Industrie im Dorf war, wurde man unweigerlich mit ihr konfrontiert. Die Familien waren kinderreich, und man musste darauf bedacht sein, ein gesichertes Einkommen zu erlangen. Die Söhne und Töchter waren immerhin bis zur Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung AHV bis 1948 die Altersvorsorge der Familie.

In Welschenrohr gab es bis zur Jahrhundertmitte Bauernbetriebe und die Uhrenindustrie. Wollte ein Sohn oder eine Tochter auswärts eine Berufslehre im heutigen Sinne absolvieren, musste diese Ausbildung bezahlt werden. Die Reise-, Kleider- und Verpflegungskosten erforderten Geldbeträge, welche in der Regel nicht aufgebracht werden konnten. Ausserdem waren freie Lehrstellen zu jener Zeit sehr knapp.

Beendete man die Schule, half man zu Hause (meistens Bauernbetriebe) oder ging zur Uhrenindustrie, wo man ein paar Franken verdienen konnte. Andere Möglichkeiten standen nicht zur Verfügung.

«Hans Fink fragte mich einmal: «Willst du unbedingt auf den Uhren arbeiten?» Da sagte ich: «Wenn du mich so fragst, ich habe eigentlich nie auf den Uhren arbeiten wollen!» Ich wollte eigentlich gar nie, aber ich hatte keine andere Chance, ich musste einfach. Eigentlich wollte ich ja Lehrer werden. Aber ich musste doch arbeiten gehen, damit Geld nach Hause kam.» (K.S.)

«Ich wollte nie Uhrmacher werden. Ich wollte Schreiner werden und meine eigene Bude besitzen. (...) Aber die Mutter sagte, dass ich auf die Uhren müsse, denn wir bräuchten Geld. Wir waren viele Kinder.» (K.M.)

«Über Jahre hinweg gingen alle nach dem Schulabschluss auf die Uhren. Ich kam 1935 aus der Schule. (...) Es hatte damals keine Stellen, wo man eine Lehre hätte absolvieren können. Wenn wir eine andere Möglichkeit gehabt hätten, wären wir doch nicht auf die Uhren arbeiten gegangen. Es gab nur wenige Ausnahmen, wenn jemand ins Seminar ging oder eine Bäckerlehre absolvierte. Aber alle anderen gingen auf die Uhren. Uhren, Uhren, und noch einmal die Uhrmacherei.» (E.A.)

Während Krisenzeiten wie z.B. in den 1930er-Jahren oder während des Zweiten Weltkrieges konnte man sich glücklich schätzen, wenn man überhaupt einen Arbeitsplatz in der Uhrenindustrie fand.

«Zu dieser Zeit (1943) haben sie [Technos] zuerst keine genommen. Da habe ich zuerst bei Walter [Bruder] gearbeitet, bei den Schwabi auf den Weckern.» (R.S.)

Als Voraussetzung für die Aufnahme in die Uhrenindustrie galt damals der Abschluss der Bezirksschule. Beendete man die Schule während der Kriegsjahre, musste man zuerst den sogenannten «Landdienst» absolvieren. Jede Firma wurde zu dieser Zeit vom Staat verpflichtet, pro angestellten Arbeiter ein gewisses Quantum an Mehranbau zu betreiben.

«Damit ich mit der Anlehre beginnen konnte, musste ich eine Bewerbung schreiben. Man brauchte die Bezirksschule, sonst hätten sie dich in der Uhrenindustrie nicht genommen. Das war wirklich blödsinnig. (...) So musste ich unmittelbar nach der Schule zuerst vier bis

fünf Monate für die Firma Gunzinger zu einem Bauern arbeiten gehen. Die Bauern mussten teilweise auch Dienst leisten und die Arbeiten mussten erledigt werden.» (K.S.)

Konnte man schliesslich mit der Fabrikarbeit beginnen, so musste man zuerst eine Anlehre absolvieren. Die Absolvierung einer Uhrmacherlehre im heutigen Sinne war nur wenigen möglich. Die meisten mussten so schnell wie möglich Geld nach Hause bringen. Die Anlehre dauerte je nach der zu erlernenden Partie der Uhr unterschiedlich lange. Eine Anlehre wurde nicht als Lehre anerkannt, denn man hatte keine Abschlussprüfung. Im Grunde waren die meisten Arbeiter ihr Leben lang Hilfsarbeiter.

«Das Finissage habe ich lernen müssen. Das ging etwa zwei Monate.» (R.S.)

«Ich habe das Achevage gelernt, den heikleren Teil der Uhr. Ich machte dafür eine zehnmonatige Anlehre. Im Grunde waren wir alle nur angelernt, niemand hatte einen eigentlichen Berufsabschluss gemacht.» (K.S.)

«Wir haben nur eine Partie gelernt und dann blieben wir dabei. (...) Heutzutage wäre das nichts mehr, nur einen Teil von etwas zu erlernen, von einer Schaufel nur den Stiel herzustellen.» (E.A.)

Interessanterweise waren die Lehrmeister in der Firma nicht voll ausgebildete Uhrmacher. Sie selbst absolvierten vor Jahren nur eine Anlehre und arbeiteten meistens seither auf ihrer Partie. Man konnte aber sagen, dass nur sehr gute Arbeiter Lehrlinge erhielten. Sie wurden aber nicht speziell von der Firma entlöhnt. Sie waren und blieben Akkordarbeiter. Den einzigen Profit erzielten sie durch die hergestellten Stücke der Lehrlinge. Diese verdienten offiziell nichts, denn ihre produzierten Stücke wurden dem Lehrmeister gutgeschrieben. So lässt sich vermuten, dass die Lehrzeit streng war, denn die Lehrmeister verdienten wohl während der ersten Zeit mit einem Lehrling weniger, als wenn sie allein für sich arbeiten konnten, brauchte doch jeder Neuling ein Mindestmass an Betreuung und Zeitaufwand.

«Die Lehrmeister waren rauhe Typen. (...) Was wir Lehrlinge mit der Zeit erarbeitet hatten, wurde ihnen gutgeschrieben.(...) Zuerst versäumte er mit uns viel Zeit, bis wir einigermassen etwas leisten konnten. (...) Zuerst machte er sicher rückwärts, aber sicher zwei Drittel der Anlehrzeit verdiente er.» (K.S.)

«Ich hatte auch einen strengen Lehrmeister. (...) Der Duri, bei dem ich in die Lehre ging, hatte wohl an die acht oder zehn Lehrlinge in Serie. Das war einer der besten und exaktesten Arbeiter. (...) Jeder Lehrmeister hatte nur einen einzigen Lehrling, nicht zwei gleichzeitig. Wenn man ausgelernt hatte, musste man noch eine gewisse Zeit in der Nähe arbeiten, bis man eine gewisse Routine hatte. Und erst nach

dieser Zeit nahm er einen nächsten Lehrling. (...) Von Zeit zu Zeit gab er mir dann ein Trinkgeld in Form von ein paar Franken.» (E.A.)

Wenn man die Anlehrzeit erfolgreich absolviert hatte, begann man als Akkordarbeiter. Obwohl die Anlehre schon beendet war, wurden die jungen Arbeiter von den ehemaligen Lehrmeistern im Auge behalten.

«Als ich meine Arbeit selbständig verrichtete und dann einige Stücke die Kontrolle nicht schafften, las er mir die Leviten. Da wollte er genau wissen, welchen Mist man gebaut hatte. (...) Jeder Visiteur schrieb ja die Fehler auf einen Zettel. Oje, der sagt uns einige Male: «Ihr bringt es zu nichts!» (...) Streng, hart. Aber das war das Richtige für uns.» (E.A.)

Die harten Lehrmethoden schienen zu funktionieren. Es entstand eine Arbeitshaltung, welche den Arbeitern nach dem Zusammenbruch der Uhrenindustrie zugute kam. Diese beinhaltete Gründlichkeit, Ausdauer und die positive Einstellung der Arbeit gegenüber.

«In Solothurn fragte man uns, was wir solange hinter dem Berg machten. Alle Welschenrohrer, die nach Solothurn zur Arbeit gingen, wurden über alles gerühmt. (...) Diese Dressur war doch auf eine Weise gut für uns.» (E.A.)

Erstaunlicherweise wurden die Lehrmeister nie besser entlöhnt. Wahrscheinlich bedeutete zu dieser Zeit die Ehre, dass man überhaupt einen Lehrling unterrichten durfte, mehr als Geld.

Im Laufe der Zeit erkannte die Uhrenindustrie, dass sie, wollte sie am Leben bleiben, ausgebildete Uhrmacher benötigte. Auch allgemein begann man zunehmend der beruflichen Sicherheit mehr Beachtung zu schenken.

«Ich war um die Mitte der 1960er-Jahre in etwa 70 Familien rund um Brienz, um Lehrtöchter zu suchen. Ich merkte, dass es schwierig wird. Viele Familien legten Wert darauf, dass ihre Tochter eine richtige Lehre absolviert.» (K.S.)

Die Fabrikanten selbst waren daran interessiert, qualifizierte Leute in ihren Betrieben zu haben. Die Uhrmacher, welche schon während mindestens sechs Jahren auf den Uhren arbeiteten, konnten den Uhrmacherschulabschluss erlangen, ohne dass sie ein zusätzliches Praktikum zu absolvieren hatten. Dies war eine besondere Regelung jener Zeit.

«1963 kamen die Wanderlehrer von der Uhrmacherschule. Die Uhrmacher merkten, dass sie ausgebildete Leute brauchten, wollten sie ihre Qualität verbessern oder aufrecht erhalten.» (K.S.)

«Ich sagte Adolf Allemann [Fabrikant], dass ich die ganze Uhr lernen möchte. (...) Adolf war mit meiner Absicht einverstanden, wollte jedoch nicht, dass ich mit Lehrlingen in dieselbe Schulbank sitzen

musste, denn ich war damals schon Abteilungschef. (...) Er sagte: ‹Ich sorge dafür, dass dir der Lehrer nach Beendigung der Schule Privatstunden unterrichtet. Und das werde ich bezahlen.› (...) Schliesslich musste ich die Stunden selber bezahlen. Das war gegen die tausend Franken. Die Lehre beendete ich mit den normalen Uhrmacherlehrlingen in der Gewerbeschule.» (K.S.)

Die oben genannte berufliche Absicherung wurde zum richtigen Zeitpunkt angestrebt, nämlich im Zeitraum um den Konkurs der Firma Tourist im Jahre 1963, der ein Vorbote der Uhrenkrise der 1970er-Jahre war.

Im Nachhinein betrachtet hatte der Konkurs der Firma Tourist einen guten Nebeneffekt.

«Dank des guten Verdienstes in der Uhrenindustrie und wegen des Konkurses der Adolf Allemann anno 1963 liessen die Leute ihre Jungen in Solothurn andere Berufe erlernen.» (H.F.)

Dass 1980 die Arbeiter der Technos ein sehr hohes Durchschnittsalter aufwiesen, bestätigt diese Aussage. Die jungen Leute von Welschenrohr waren scheinbar nicht mehr so gewillt, in die Uhrenindustrie einzusteigen, da ihnen im Gegensatz zu früher Alternativen zugänglich waren. Vielleicht hätte selbst eine florierende Uhrenindustrie in Welschenrohr kaum Überlebenschancen gehabt, da der Nachwuchs fehlte.

«Als wir 1980 aufhörten, hatten wir in der Fabrik ein Durchschnittsalter von 49½ Jahren. Theoretisch wäre also 1995 fertig gewesen.» (H.F.)

Arbeit

Die meisten Arbeiter in der Technos waren Akkordarbeiter, das heisst, sie wurden pro fertiggestelltes Stück bezahlt. Akkordarbeiter wurden auf den Partien Mécanisme, Finissage, Achevage, Mise en Marche und Posage de Cadran eingesetzt. Ihre Arbeit wurde ständig von sogenannten Visiteuren auf ihre Qualität und Funktionalität überprüft.

«Nach jeder Partie kam die Uhr aber nachher zu einem Visiteur, der die Uhr kontrollierte. Wenn etwas nicht in Ordnung war, wurde das auf einem Zettel neben der Uhr notiert, z.B. zuviel Ebat. So bekam dann der Uhrmacher die Uhr wieder zurück. In jeder Abteilung hatte es einen Chefvisiteur. Der brachte einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag den Arbeitern die sogenannten Protês, schlechte Stücke, zurück. Diese mussten dann korrigiert werden.» (K.S.)

Visiteur wurde man, wenn man ein guter Arbeiter war. Da die Kontrollen nach Augenmass durchgeführt wurden, hatte jeder Visiteur so seine Macken, wie untenstehend näher ausgeführt wird. Visiteur zu sein führte durchaus zu finanziellen und sozialen Nachteilen.

«Am Akkord konnte man auch am Abend ruhig zehn Minuten, eine Viertelstunde länger arbeiten. Wenn man am Stundenlohn arbeitete, packte man seine Sachen, wenn die Glocke ertönte. (...) Man war als Akkordarbeiter einfach weniger eingespannt und man musste nicht immer gerade einen Rüffel befürchten, wenn man ein Wort zu seinem Kameraden sagte. Manchmal haben wir auch gelacht oder zum Fenster hinausgeschaut. Das hatten sie dann aber gar nicht gerne, wenn man am Stundenlohn arbeitete. (...) Im Akkord war es zu deinem eigenen Schaden, wenn du nicht gegeben hast, was du konntest.» (E.A.)

Auch das Bild, welches ein ehemaliger Visiteur schildert, vermag nicht eine gelöste Stimmung zu vermitteln.

«Die Visiteure arbeiteten in einem anderen Saal. Man arbeitete Ellbogen an Ellbogen.» (K.S.)

Die Uhrmacherei war im grossen und ganzen eine monotone Arbeit. Die Arbeitsteilung war gerade in der Uhrenindustrie schon sehr früh fortgeschritten, so dass von abwechslungsreicher Arbeit nicht die Rede sein konnte.

«Der Uhrmacherberuf war eine monotone Arbeit. Derjenige, der das ganze Jahr hindurch vier Rädchen montierte, zehn Jahre, das ganze Leben. (...) Arbeitsteilung ist immer schneller. Dies bedeutete aber für den Uhrmacher monotonere Arbeit. Nach heutigem Empfinden war die Uhrmacherarbeit sehr monoton.» (H.F.)

Diese Aussagen stammen von einem ehemaligen Direktor der Technos. Von den Betroffenen tönt es anders.

«Also ich muss sagen, ich bin immer gerne arbeiten gegangen. Es war eine saubere Arbeit. Man hatte viel Schönes.» (R.S.)

«Die Uhrenindustrie war eine saubere Sache. (...) ich war nie unglücklich, obschon ich nie Uhrmacher werden wollte. (...) Also die Uhrmacher waren angesehen. (...) Ich mochte die Arbeit immer.» (K.S.)

Im Vergleich zur Arbeit im Eisenwerk Klus, dem grössten Arbeitgeber in der Region, erscheint die Arbeit in der Uhrenindustrie als sauber und gut bezahlt. Ein solcher Wohlstand, wie ihn Welschenrohr durch die Uhrenindustrie erreichte, war im Thal einzigartig.

«In einer Radiosendung vor zwanzig Jahren berichtete einer, der den ganzen Jura bewanderte: ‹Im Thal sagten sie, dass sie Cervelats essen mussten, in Welschenrohr hatten sie Koteletten›.» (H.F.)

So entstanden im Thal den Welschenrohrern gegenüber und umgekehrt gewisse Vorurteile, die bis heute kolportiert werden.

Nebst der gewohnten Arbeit mussten vor allem Arbeiterinnen der Arbeitsausgabe und der Abteilung, in der Uhren geputzt wurden, wöchentlich Abwartsarbeiten übernehmen.

«Samstags um elf Uhr mussten wir mit Sand die Böden reinigen. Es durfte ja kein Staub entstehen. Den Staubsauger kannte man damals noch nicht. Der Sand war in einer Kiste. Er wurde auf dem Boden ausgestreut und wieder zusammengekehrt. Der Staub wurde dadurch aufgezogen. (...) Der Sand war noch mit irgend etwas durchtränkt, denn er war sehr schwer. (...) Man wurde dafür nicht entschädigt.» (T.F.)

Es schien eine Selbstverständlichkeit zu sein, dass Frauen Putzarbeiten zu übernehmen hatten. Die Rolle der Frau war klar definiert.

Lohn

Die meisten Äusserungen in den Interviews bezogen sich auf das Thema Lohn und Einkommen. Dies war vielleicht eine Kompensation für das Schweigen während der Zeit, als die Interviewpartner noch in der Uhrenindustrie gearbeitet hatten. Damals sprach man interessanterweise selten über den Verdienst.

«Über den Lohn sprach man nicht. Man wusste von den anderen nicht, wieviel sie verdienten. Das war tabu. Sonst wäre die Eifersucht gekommen.» (K.S.)

Über das Einkommen der Uhrmacher lassen sich zu Beginn einige allgemeingültige Aussagen machen. Im Vergleich zu anderen Berufen, war der Uhrmacherberuf damals einer der bestbezahlten Berufe überhaupt.

«1960 bzw. 1970 waren wir gesamtschweizerisch gesehen mit den Löhnen auf dem dritten Platz.» (H.F.)

Dies rückt den Spruch der übrigen Thaler von den Cervelats und den Koteletts in ein neues Licht, waren doch aus dem unteren Thal viele Leute im Eisenwerk in der Klus tätig, die nicht ein annähernd vergleichbares Einkommen hatten.

«Während der Krisenzeit der 1930er-Jahre hatten wir 7 oder 8 Personen [im Dorf], die mit den Fahrrädern nach Herbetswil fuhren. Dort konnten sie in den grossen Arbeiterwagen zusteigen, der die Arbeiter in das Eisenwerk Klus führte. (...) Sie mussten für 45 Rappen die Stunde arbeiten. (...) Das war verdienstmässig die schlechteste Zeit, die es je gab.» (E.A.)

Nimmt man die Zahlen der Interviewpartner als realistisch an, folgt daraus, dass die Uhrmacher während der grossen Krisenzeiten, als sie im Dienste des Staates Notstandsarbeiten verrichteten, immer noch einen grösseren Zahltag erhielten als die im Eisenwerk angestellten Arbeiter.

«In den 1920er-Jahren, als man die Notstandsarbeiten in der Allmend verrichtete, (...) hatte ein lediger Arbeiter (...) einen Stundenlohn von 75 Rappen.» (W.A.)

Dies begünstigte mit Sicherheit die Eifersucht der Thaler den Welschenrohrern gegenüber. Es steht fest, dass die Welschenrohrer finanziell besser gestellt waren als das restliche Thal. Wahrscheinlich konnten sie es sich leisten, ein *«fröhliches Volk»* (H.F.) zu sein.

«Man sagte ja immer von ihm [Uhrmacher], in Bezug auf das Geld: Ring derzue, ring dervo! *Das sagte man nicht nur in Welschenrohr, sondern im ganzen Jura, in der ganzen Uhrengegend.» (H.F.)*

Akkordarbeit

Der grösste Teil der Beschäftigten arbeitete auf Akkord, das heisst, die meisten wurden auf Grund der hergestellten Anzahl Stücke entlöhnt. Die Arbeiter waren nur angelernt; höchst selten besass einer einen Uhrmacherlehrabschluss. Im Gegensatz zu heute wurden die Lehrlinge höchstens symbolisch bezahlt. Man konnte froh sein, einen Arbeitsplatz in Aussicht zu haben. Nach Beendigung der Lehrzeit fing die eigentliche Akkordarbeit an. Wie es die Akkordarbeit mit sich bringt, können die Verdienste variieren. Solch grosse Differenzen wie in der Uhrenindustrie waren in anderen Industrie kaum festzustellen. Selten spielten in einer Industrie Faktoren wie Begabung, Augenmass, Gewandtheit, kurz Eigenschaften, die nicht durch Übung und Fleiss wettgemacht werden konnten, eine solch wichtige Rolle wie in der Uhrenindustrie.

«Spitzenuhrenmacher verdienten bis zum Doppelten als der Durchschnitt. Einfach begabte Leute, richtige Uhrmacher. (...) Ich arbeitete gerne exakt, übertrieben exakt, aber das merkte ich erst im Nachhinein. Ich begann schnell zu zweifeln, hat es zuviel oder zuwenig Spiel, fast ein bisschen genörgelt. *(...) Ich verdiente eigentlich wenig.» (K.S.)*

Bei grösseren Lohndifferenzen und gleicher Arbeit konnte es zwischen Arbeitern bzw. Arbeiterinnen schon zu Spannungen kommen.

«Ich habe doch fast das Doppelte gemacht als eine Mitarbeiterin. Dann wurde sie doch so wütend (...). Dann sagte sie immer: machsch se däk nit rächt!.» *(R.S.)*

Man würde vermuten, dass eine unloyale Verhaltensweise des Fabrikanten seinen Arbeitern gegenüber, welche sich im Verdienst auswirkte, zu grösseren Spannungen führte, als dies in den Interviews festzustellen war. Sind es die vergangenen Jahre, das altersbedingte Verständnis der Befragten, oder waren es die damaligen Selbstverständlichkeiten, dass sie die folgende Tatsache mit einer inneren Ruhe erzählen konnten?

«Man wusste schon, dass, wenn man es politisch mit dem Josef [Gunzinger] hatte, man zum vornherein zwanzig Rappen mehr verdiente. Das sprach sich schon herum, das war sicher so.» (K.S.)

Abb. 3: Werbefoto der Uhrenfabrik «Technos» um 1950 (Foto: Archiv Hans Fink).

Obwohl man nicht über den Verdienst sprach, konnte man sich in etwa ausmalen, wer wieviel verdiente. Mindestens die Frauen, welche die Einträge in die Lohnbücher machten, waren über die Produktivität und somit auch ungefähr über den Verdienst jedes Arbeiters im Bilde. Solch bedeutungsvolle «Geheimnisse» zu hüten, war wohl keine einfache Sache.

«Als ich einmal Brombeeren kaufte, da ich Konfitüre machen wollte (ich wusste damals schon, dass wir im Herbst heiraten werden), sagte mir die Frau, die unten wohnte: ‹Du, wenn du dann verheiratet bist, muss dein Mann die Brombeeren selbst suchen gehen, denn er verdient nicht so viel!›.» (R.S.)

Die Verlockung, möglichst viele Stücke «liefern», herstellen zu können, war natürlicher bei dieser Art von Entlöhnung sehr gross. Da man aber in seinen handwerklichen Fertigkeiten und der Produktionsgeschwindigkeit begrenzt war, mussten angestrebte Mehreinnahmen zwangsläufig auf Kosten der Qualität der Uhr gehen.

«Es gab aber solche, die gepfuscht haben. Die wollten hauptsächlich liefern, haben aber schlecht gearbeitet.» (K.S.)

«Am Anfang (...) verdiente ich nicht soviel, weil ich noch nicht schnell war. Die Arbeit wurde halt sehr genau kontrolliert. (...) Später lief es dann besser. Man war schneller und kannte auch die Tricks. (...) So machte man das vom Lehrmeister Gelernte in abgeänderter Form,

damit man mehr verdiente. Wenn man etwas nicht so exakt machte und das Stück die Kontrolle überstand, so versuchte man es schon wieder beim nächsten auch noch an einer anderen Stelle. Man war ja fast dazu gezwungen, wenn man möglichst viel Geld nach Hause bringen wollte.» (E.A.)

Es überstand nicht jede Uhr ohne weiteres die Kontrollen, welche in der Regel sehr gewissenhaft durchgeführt wurden.

«Bald wurde ich angefragt, ob ich Visiteur machen würde, da ich gut arbeitete. Dort konnte ich dann feststellen, was einige lieferten. Da musste ich sagen, wenn ich so wie dieser oder jener gearbeitet hätte, hätte ich auch mehr verdient.» (K.S.)

Entdeckte man eine persönliche Begabung, konnte man einige Franken mehr verdienen.

«Ich stellte dann bald kleine Uhren her. Da habe ich besser verdient, denn die kleinen Stücke waren auch entsprechend bezahlt.» (E.A.)

Zu Zeiten der Hochkonjunktur konnte fast endlos produziert werden, was von gewissen Uhrmachern auch ausgenützt wurde. Dies konnte in früheren Jahren noch lukrativer sein als einige Zeit später.

«Wenn wir viele Aufträge hatten, (...) konnte man Arbeit nach Hause nehmen. Es gab solche, die nahmen ganze Stapel von Kartons mit nach Hause. Da half dann die ganze Familie mit.» (E.A.)

«Wenn man nur auf einem Teil der Uhr arbeiten konnte, durfte man die Arbeit mit nach Hause nehmen und bis in alle Nacht arbeiten. (...) Und dann kam der Lohnausweis. Das konnten die Uhrmacher nur schwer verdauen.» (W.A.)

Da zu früheren Zeiten die Löhne nicht schriftlich festgehalten wurden, konnte einiges an Einkommen steuerfrei erwirtschaftet werden.

«Und wer war in der Steuerkommission? Alles Uhrmacher.» (W.A.)

Visitage

Die Visiteure, welche die Stücke der Akkordarbeiter kontrollierten, wurden im Gegensatz zu jenen im Stundenlohn entschädigt. Jedoch kannte man auch auf dieser Stufe keinen Einheitslohn. Schnellere Visiteure, welche mehr Stücke pro Tag kontrollierten als andere, verdienten analog zu Akkordarbeitern mehr. Den einzigen Unterschied bildete eine gewisse Lohnstabilität, denn der Stundenlohn wechselte nicht innerhalb eines Tages.

«Zuerst wurde geschaut, wieviel einer am Tag erledigt. Er wurde dann auf Grund der kontrollierten Stücke eingestuft. Der Langsame verdiente nicht annähernd soviel wie der Schnelle, obwohl beide am Taglohn waren. Alle, die am Taglohn arbeiteten, erhielten eine Stempelkarte. Die anderen nicht.» (E.A.)

Obwohl sich die Produktionszahl eines Visiteurs mit der Zeit einpendelte, standen diese fast immer unter Zeitdruck.

«Ich war auch einer jener, von denen man sagte: ‹Du könntest doch mehr leisten!› Aber in gleicher Qualität, eher noch besser. Aber das ging einfach nicht. Mehr Leistung geht auf Kosten der Qualität. (...) Wenn der Abteilungschef feststellte, dass du in einer Woche 50 Stück weniger kontrolliert hast, sagte er vielleicht noch nichts, aber die Woche darauf ganz sicher. (...) Er schaute einfach während ein paar Tagen deine Tagesleistung an, und wenn die Anzahl Stücke nicht erreicht wurde, hiess es: ‹Mehr machen›.» (E.A.)

Man konnte sich geehrt fühlen, wenn man als Arbeiter angefragt wurde, ob man visitieren wolle. Dies war ein Angebot, das nur guten Arbeitern unterbreitet wurde.

Die Arbeit der Visiteure beschränkte sich nicht nur auf die Kontrolle. Stücke mit leichten Fehlern wurden nicht retourniert, sondern sie wurden von den Visiteuren sogleich behoben. Dies konnte sich aber höchstens negativ für den Kontrollierenden auswirken, weil dafür einige Zeit aufgewendet werden musste. Da der Visiteur die Entscheidung einer Rückgabe der Stücke nach eigenem Ermessen zu fällen hatte, konnte eigentlich bei zweifelhafter Qualität nie vorausgesehen werden, ob das Stück die Kontrolle übersteht, oder ob das Stück als *Protêt* zurückkommt. Diese Tatsache ergab wohl für die Arbeiter eine gewisse Erfolgsquote bei fehlerhaften Stücken. So lohnte es sich auch als Arbeiter, Zeit auf Kosten mangelnder Qualität zu gewinnen.

«Ich habe wohl als Visiteur diesen Arbeitern zuviel selbst korrigiert, während andere die Stücke wegen der kleinsten Unstimmigkeit zurückgaben (...) Manche gaben manchmal bis zu sechs, acht, zehn Stücke auf zwölf zurück. Es war immer eine Ermessenssache, man konnte es ja nicht messen. Da ich viel selber behob, habe ich auch dort nicht viel verdient.» (K.S.)

Die Visiteure mussten für jede kontrollierte Uhr eine Unterschrift geben. So konnte bei Beanstandungen auf die verantwortlichen Personen zurückgegriffen werden. Da der Fehler aber meistens früher begangen wurde, mussten wohl oftmals unschuldige Personen ihren Kopf herhalten. Die eigentlichen Verantwortlichen, die Akkordarbeiter, welche alle Tricks anwendeten, um möglichst viele Stücke produzieren zu können, konnten später haftbar gemacht werden.

«Es wurde sehr viel gemogelt. Kürzlich erzählte mir der Paul, dass der Franzi-Willi, wenn der Marché [Schwingung der Unruhe, Feder] nicht in Ordnung war, die ganze Uhr, das ganze Werk ins Produkt [Benzin] tauchte und ein wenig frisches Öl dran tat. Danach gingen meistens die «Märsche» tip top. Aber diese Uhren liefen wohl schon nach 14 Tagen, 3 Wochen nicht mehr genau. (...) So bekam dann der

Abteilungschef den Rüffel. Welcher Arbeiter die einzelnen Partien hergestellt hatte, konnte natürlich nicht mehr ermittelt werden.» (K.S.)

Die erste Sprosse der Karriereleiter wirkte sich nicht automatisch positiv auf das Einkommen aus.

«Ich merkte dann bald einmal, dass ich (...) mit dem Stundenlohn, bzw. Taglohn weniger verdiente, als wenn ich auf Akkord arbeitete.» (E.A.)

«Es war ja ein bekannter Spruch: Die Akkordarbeiter nageln zusammen, die Visiteure schauen nach, ob die Sache in Ordnung ist. Dadurch wurden sie schlechter bezahlt.» (H.F.)

Der Beruf des Visiteurs galt nicht als erstrebenswert.

«Aber ich schaute immer, dass ich wieder schnellstmöglich auf Akkord gehen konnte. Das war mir viel lieber, da ich einfach mehr verdiente. Die Visiteure blieben Jahrzehnte einfach sitzen und machten nichts anderes, als den ihnen ausbezahlten Lohn in Empfang zu nehmen. Ich konnte es kaum erwarten, wieder Akkord arbeiten zu können. Dann ging ich wieder zum Direktor. Der sagte dann, im Moment ist es nicht möglich, dass ich für den Moment noch bleiben müsse. Und wenn der Moment wieder günstig war, kam ich von der einen Ecke der Fabrik wieder in die andere.» (E.A.)

Scheinbar konnte man zu seiner «Ehre» auch gezwungen werden. Eine theoretische Möglichkeit, den Weisungen des Direktors entrinnen zu können, hätte zumindest darin bestanden, möglichst wenig Stücke zu produzieren, denn als Visiteure wurden tüchtige Arbeiter benötigt. Jedoch wäre dieses Spiel nicht lange unbemerkt geblieben.

«Wenn man als Visiteur langsam ist, ist er eben auf Akkord auch nicht schnell.» (E.A.)

Chefpositionen

Arbeiterfrauen konnten keine Karriere machen. Die höchste Anstellung, die eine Frau erreichen konnte, war die Position einer Abteilungschefin in einer Frauenabteilung. Diese Kaderstellung wirkte sich nicht in erster Linie auf den Lohn aus.

«Ich hatte einen Batzen oder einen Zwanziger mehr in der Stunde, als ich Chefin dieser Abteilung war.» (R.S.)

Männer in höheren Positionen hingegen erhielten den Monatslohn. Dies kam einer erheblich besseren Bezahlung gleich. Personen, welche auf diese Art entlöhnt wurden, galten etwas in der Firma.

«Als ich dann 1961 Abteilungschef wurde, bekam ich Monatslohn. Ein Chef war zu dieser Zeit am Monatslohn.» (K.S.)

«Auf jeden Fall waren die Monatslohnbezüger besser bezahlt. Das waren die Abteilungschefs, Büroleute, diejenigen, die den Zahltag abrechneten.» (E.A.)

Über Jahre hinweg erhielten die Akkordarbeiter ihren Lohn alle 14 Tage, die Büroangestellten und die Chefs monatlich. Im Laufe der Zeit wurde dann den Arbeitern wöchentlich ein Vorschuss ausbezahlt.

«Jahrzehntelang erhielten wir jeden zweiten Freitagabend den Zahltag. Später erhielt man Vorschuss. Die erste Woche erhielt man den Vorschuss, die zweite Wochen dann den Rest. Wir waren mit der Zweiwochenvariante besser zufrieden. Da wusste man, dass man jeden zweiten Freitag das erhielt, was man abgeliefert hatte.» (E.A.)

Lohnneuerungen wurden teilweise zusammen mit technischen Neuerungen eingeführt. Wahrscheinlich geschah dies in Zeiten grösserer Restrukturierungen, als man die Wettbewerbsfähigkeit der Firma steigerte.

«Als die Lancobänder [Fliessbänder] kamen, hob man den Akkordlohn auf und wechselte zum Taglohn. Man versuchte eine Annäherung an die Lohngerechtigkeit.» (H.F.)

Mit gesetzlichen Veränderungen verbesserte sich zunehmends die finanzielle Situation der Arbeiter.

«Es verbesserte sich von Jahr zu Jahr. Später erhielt man dann auch die Teuerungszulage, Kinderzulage. Dies betrug vielleicht anfangs fünf Franken, zehn Franken, diese wurde mit der Zeit ständig ausgebaut. Bei den Gunzinger hatten wir eine Sparkasse [Personalvorsorgestiftung], in welche der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer je zur Hälfte einzahlten.» (E.A.)

Die eigentliche Altersvorsorge wurde mit der Einführung der AHV 1948 gewährleistet.

«Früher hatten sie einfach nichts. Sie mussten arbeiten, bis sie einfach gesundheitlich nicht mehr konnten. Sie haben teilweise bis zum Alter von 80 Jahren gearbeitet.» (E.A.)

Die Einführung der sogenannten «Uhrmacherferien» wirkte sich auch auf das Einkommen der Arbeiter aus.

«Als wir das erstemal Ferien hatten, erhielten wir pro Tag Fr. 8.48 ausbezahlt. Das hiess für eine Woche mal sechs.» (E.A.)

Diese Neuerung wurde von vielen unfreiwillig in Kauf genommen, denn sie stellte zweifelsohne eine finanzielle Einbusse dar.

«Wenn ich in dieser Zeit gearbeitet hätte, hätte ich einiges mehr verdient. Zuerst hatte man eine, nachher zwei Wochen. Da erhielt man betragsmässig mehr Geld. Danach drei, nachher vier Wochen Ferien.» (E.A.)

Technische Fortschritte

Der technische Fortschritt löste in der Uhrenindustrie einige grundlegende Veränderungen aus, welche sich wiederum auf die Arbeitsbedingungen der einzelnen Arbeiter auswirkten.

«Mit der Zeit wurden die Bestandteile immer exakter. Dann musste man nicht mehr so viel korrigieren.» (K.S.)

Wahrscheinlich veränderten sich nur die Prioritäten der Arbeiten. Die Arbeitsmenge stieg wohl eher an, denn grosse Schritte in der technischen Entwicklung vollzogen sich in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur.

Radium

Als zusätzlicher Luxus einer Armbanduhr galten die Leuchtziffern. Um ein Leuchten der Ziffern zu erreichen wurden sie, vielmals noch in Heimarbeit, mit Radium bestrichen. Lange Zeit war man sich der Gefahr des hoch radioaktiven Radiums gar nicht bewusst:

«Ob das wirklich von dem Radium kam? Ich glaube nicht, denn es leuchtet ja nur, wenn es vorher Licht empfangen hat.» (W.A.)

«Man hat das gemacht, ohne dass man sich der Gefährlichkeit bewusst war. (...) Ich glaube, dass sogar die Hersteller damals die Gefahr nicht richtig einschätzen konnten.» (K.S.)

Dieser Wissensmangel musste von mancher Arbeiterin teuer bezahlt werden.

«Es gab schon Leute, die davon krank wurden, die es nicht ertragen haben. (...) Ich weiss nicht mehr, wie man das merkte. Ich weiss nur, dass man von einzelnen Frauen sagte, diese mag das nicht «vertragen». (...) Aber diejenigen, die mit dem [Radium] gearbeitet hatten, hatten dann auch gewöhnlich früher Schwierigkeiten mit den Augen.» (K.S.)

Als sich die Hersteller der Gefahr der aufzutragenden radiumhaltigen Flüssigkeit bewusst wurden, leiteten sie Neuerungen in die Wege, um die Personen vor der Gefahr zu schützen.

«Dann wurde der Schonung der Arbeiter mehr Beachtung geschenkt. So mussten sie später die Arme durch Handschuhe in einen Glaskasten stecken. (...) Später konnte dann auch alles maschinell gemacht werden.» (K.S.)

Grössen

In der Uhrenindustrie wurde über lange Zeit hinweg mit Dutzend und Gros gerechnet.

«Wir kriegten die Arbeit über Jahre hinweg in Form von zwölf Stück. Man nannte das ein Dutzend. (...) Ein Gros war zwölf mal zwölf, also zwölf Dutzend. In der Uhrenindustrie hatte man über Jahre diese beiden Masse. Erst sehr viel später, im Zuge der Rationalisierung, Produktionssteigerung wurden Fliessbänder angeschafft. (...) Dort waren dann immer hundert Stück verteilt.» (E.A.)

Der Vibrograf

Wie jede andere Industrie erlebte die Uhrenindustrie im Bereich der Apparaturen eine enorme technische Entwicklung, wie das Beispiel des Vibrografen aufzeigt. Die Vibrografen wurden im «Retouche» eingesetzt. In dieser Abteilung wurden die Uhren auf ihre Genauigkeit überprüft. An jeder Uhr wurden im Minimum zwei Kontrollen durchgeführt: nach Fertigstellung des Uhrwerks und nach dem Setzen des Zifferblattes und der Schale (Gehäuse). Bestand eine Uhr die zweite Kontrolle, so konnte sie, nach der Armbandmontage, die Produktion verlassen. Vor dem Einsatz der Vibrografen beanspruchte die Kontrolle einige Zeit.

«Vorher musste alles von Auge kontrolliert werden. Die Uhren wurden aufgezogen, und man liess sie laufen. Man musste sie immer 24 Stunden laufen lassen.» (R.S.)

«Vorher machten sie das so: Die meisten hatten eine ganz gute Taschenuhr. Diese wurde nach dem Zeitzeichen von Neuenburg gerichtet. Jedesmal bei Ertönen des Zeitzeichens wurde die ‹Mutteruhr› kontrolliert, ob diese immer noch genau läuft. Und nach dieser wurden dann die hergestellten Uhren gerichtet. Man liess die Uhren dann 24 Stunden, manchmal 48 Stunden, zwei bis drei Tage laufen. Das war eine aufwendige Arbeit im Vergleich zum Vibrografen. Die Uhren mussten immer aufgezogen, kontrolliert und wieder demontiert werden, damit man sie dann wieder korrigieren konnte. Das war wirklich eine zeitaufwendige Sache.» (E.A.)

Es gab also damals keine maschinelle Überprüfung der Uhrgenauigkeit. Das im Radio gesendete Zeitzeichen vom Observatorium in Neuenburg wurde als Richtwert genommen. Dies erklärt auch, warum sich die Kinder am Mittagstisch um 12.30 Uhr absolut ruhig zu verhalten hatten: Ihre Väter richteten täglich ihre Armbanduhr nach dem um diese Zeit gesendeten Zeitzeichen. Die Uhren wurden danach von Auge gerichtet, was zu einigen Schwierigkeiten führte.

«Aber am Anfang, wenn ich ein paar gerichtet hatte, gingen die anderen schon wieder nach, denn die Zeit läuft ja immer.» (R.S.)

War die Zeiteinstellung jedoch genau, so konnte nach einer Kontrolle die Abweichung in Minuten bzw. Sekunden innerhalb von 24 Stunden ermittelt werden.

Anfangs waren Korrekturen bis zu zwei, drei Minuten möglich, ohne dass die Uhr demontiert werden musste (Dazu wurde der sogenannte «Raquettezeiger» auf + bzw. – gestellt).

«Mit der Zeit kam aber die Vorschrift, dass man an dem Raquettezeiger nichts mehr machen durfte, denn von der Schönheit der Uhr, vom Anblick her sah das schlecht aus.» (K.S.)

Es ging wohl hier nicht nur um die äussere Ästhetik. Befand sich der Raquettezeiger in der neutralen Position, so konnten die Uhrmacher der Kunden kleinere Unstimmigkeiten selbst ohne grosse Umstände beheben. Aus diesem Grunde musste ein Werk schon ohne den Einsatz der vorhandenen Korrekturmöglichkeiten äusserst präzise laufen.

«Ja, die Kunden, die zu Tausenden Uhren kauften, haben auch ihre Uhrmacher gehabt. So musste der (Raquettezeiger) in der Mitte sein und die Korrekturen mussten an den Schräubchen (der Unruhe) gemacht werden. Das war komplizierter.» (K.S.)

Bei alten Uhren, die vor allem von Privatkunden zur Reparatur gebracht wurden, wog man das Verhältnis von Aufwand und Ertrag ab. Da diese Uhren nicht in die Hände von Wiederverkäufern gelangten, nahm man die wesentlich einfachere Korrektur am Raquetteschlüssel vor.

Da die Zeitpräzision das wichtigste Kriterium einer Uhr ist und die ein- bis zweitägigen Kontrollen zuviel Zeit in Anspruch nahmen, drängte sich eine technische Weiterentwicklung in diesem Bereich auf. So wurde der Vibrograf entwickelt:

«Man konnte die Uhr auf eine Maschine legen. Diese lief und zeichnete dann ganz genau auf, ob die Uhr vor-, genau- oder nachging. Die Maschine hiess: Vibrograf. Beim Vibrografen gab es eine Zeichnung. Wenn sie auf die Sekunde stimmte, gab es einen geraden Strich, wenn sie ein wenig vorging war der Strich auf der linken Seite, wenn sie nachging, war er rechts. Man musste sie nur kurze Zeit laufen lassen. Dies gab einen enormen Zeitgewinn. Das war eine der wichtigsten Erleichterungen, die man auf den Uhren je erlebte. (...) Eine schnelle Person konnte 4 bis 5 Maschinen gleichzeitig bedienen.» (E.A.)

Der Einzug neuer technischer Hilfsmittel hatte eine Restrukturierung der Firma zur Folge:

«Die Vibrografen waren laute Maschinen. Man hörte die Uhren laut ticken, wegen den Mikrofonen. [Mikrofone verstärkten das Ticken der Uhr, damit das Signal graphisch umgesetzt werden konnte.] Wir wurden somit vom grossen Saal in ein eigenes Kämmerli verlegt.» (R.S.)

Da nun der Vibrograf eine sichere Qualitätskontrolle zuliess, wurde der Druck auf die Arbeiter vergrössert.

«Von diesem Moment an, als Vibrografen gekauft werden konnten, diese Retouchemaschinen, mussten wir viel exakter arbeiten. Von Anfang an. Jede Partie von Barillet über Finissage, Achevage, Réglage und Mise en Marche und auch Posage de Cadran.» (E.A.)

Dass viele Teile keinen oder einen vernachlässigbar kleinen Einfluss auf die Genauigkeit der Uhr haben, konnte erst Jahre später, durch die Perfektionierung der Technik, festgestellt werden.

«Später merkten wir dann, dass wir dem Ebat [Spielraum] viel zu viel Bedeutung zumassen, als wirklich nötig gewesen wäre. Anderes spielte eine viel bedeutendere Rolle. Im Grunde spielten gewisse Ebats nicht die grosse Rolle, wie man lange glaubte. Aber wir haben es damals nicht besser gewusst. Es wurde einfach immer mehr Qualität gefordert.» (K.S.)

Die Qualitätskontrollen konnten aber nicht nur werkintern durchgeführt werden. Jeder Kunde beschaffte sich schnellstmöglich einen Vibrografen. So konnte er innert kürzester Zeit die Qualität einer Uhr feststellen. So waren die Uhrenkäufer, nicht die Unternehmer, die Gewinner dieser Entwicklung. Qualitätsforderungen gingen auf Kosten der Fabrikanten.

«Sie konnten die Uhren mit den Vibrografen genau kontrollieren. Die Uhren mussten immer exakter laufen (...). Wenn Uhren bestellt wurden, sagte der Kunde vielleicht plus 5 Sekunden, plus 10, 15, 20 Sekunden, minus gab es ja gar nie. Dann sagte er vielleicht, er wolle die Uhren in einem Bereich von 0 bis 20. Die Kontrolle war für ihn um einiges einfacher durch den Einsatz von Vibrografen. (...) Was nicht in Ordnung war, kam zurück.(...) Sie haben von 100 Stück vielleicht 20 kontrolliert. Wenn die 20 in Ordnung waren, haben sie gesehen, dass gut gearbeitet wurde. (...) Das waren also scharfe Kontrollen. Wir hatten einen guten Ruf, einen ganz guten, aber es kam schon vor, dass etwas nicht in Ordnung war. Die von uns gelieferten Produkte wurden genaustens kontrolliert. (...) Der Hersteller brauchte einiges mehr an Zeit für die Herstellung. Für den Unternehmer war das teurer. Ganz sicher. Der Einsatz dieser Retouchemaschinen ging auf Kosten der Hersteller. Der Kunde profitierte, da er für die Kontrolle weniger Geld ausgeben musste. Er konnte sie einfach kurz auf die Maschine legen.(...) Der Unternehmer benötigte durch das Aufkommen der Vibrografen enorm zusätzliche Gelder.» (E.A.)

Der technische Fortschritt erforderte etliche Mehrauslagen. Wurden fortan die Uhren mit Vibrografen kontrolliert, mussten auch solche zur Herstellung zur Verfügung stehen. Die Ateliers, mehr noch die eigenständigen Termineure, welche nun zum Kauf eines Vibrografen gedrängt wurden, mussten für diese einmalige Anschaffung tief in die Tasche greifen.

«Eine Retouchemaschine [Vibrograf] kostete 1200 bis 1500 Franken. Für einen Termineur war das schon eine grosse Anschaffung.» (K.M.)

«Wenn jemand zu terminieren begann, musste er diese Anschaffung einplanen. Das gehörte zur Grundausrüstung.» (H.F.)

Zwischenmenschliche Aspekte

Die Fabrikarbeiter arbeiteten Ellbogen an Ellbogen, mit grauen Blusen bekleidet, der ganzen Fensterfront entlang. In der Mitte des Saales, «am Bock», zeichnete sich dasselbe Bild ab. Diese Konformität führte zu Spannungen, die sich auf unterschiedliche Weise auswirken konnten.

In jeder Abteilung gab es einen Abteilungschef, der für die Zuordnung der Arbeit und für die Disziplin verantwortlich war. In der restlichen Zeit erledigte er dieselben Arbeiten wie die gewöhnlichen Arbeiter.

«Jede Partie [der Uhr] hatte einen Chef, der verantwortlich war, dass viel, ruhig und gut gearbeitet wurde.» (E.A.)

Die Arbeiter waren so nahe beieinander, dass die Einhaltung der Disziplin manchmal schwierig war.

«Ja, die Männer im Saal, da ging doch etwas. Wenn etwas war, haben sie es doch einander zugeflüstert.» (R.S.)

«Wenn jemand einen Jux abliess, gab es natürlich ein Hallo. Es war gar nicht möglich, dass man dort still sein konnte. Dann brachte wieder jemand einen Witz. (...) Gewisse wurden immer ausgehunzt. *Wenn* ‹Ammes Päuli› *auf die Toilette ging, wurde ihm ein Spritzer Produkt (Benzin) auf dem Stuhl plaziert. Als er zurückkam, sass er hinein. Dies brannte dann. Da haben doch alle gelacht. Er sprang auf und rief:* ‹Ihr verreckte Cheibe, heit dr mir wieder eine beizt?!› (...) *Man feierte einfach die armen Typen.» (K.S.)*

Vielmals wurden die Visiteure aufs Korn genommen, kontrollierten und bewerteten sie doch die Arbeit von unzähligen Akkordarbeitern.

«So bekam dann jeder Visiteur seinen Ruf. Willi Allemann-Luginbühl zum Beispiel gab man den Spitznamen ‹Ebat-innen›. *Der Anker ging zwischen zwei Stäbchen hin und her, und diese mussten ein gewisses, kontrolliertes Spiel haben. Er hatte nun die Macke, wenn es dort ein bisschen zuwenig oder zuviel Spiel hatte, die Stücke mit der Notiz* ‹Ebat-innen› *zurückzugeben.» (K.S.)*

Bei den Visiteuren, welche das erste Kontrollorgan waren, spielten mit Sicherheit einige menschliche Komponenten eine Rolle.

«Wenn zum Beispiel jemand verwandt war, kam es schon vor, dass sie es [das Stück] manchmal eher durchliessen.» (K.S.)

Die ständige Produktionssteigerung, welche auch eine starke Arbeitsteilung nach sich zog, führte zu stark monotonen Arbeiten. Die Freude am Beruf war oftmals nur im Verdienst zu finden, war doch der ausgeübte Beruf weder frei gewählt noch abwechslungsreich. Ziel eines jeden Arbeiters war es, die mengenmässig höchstmögliche Produktion zu erreichen. Diese Tatsachen fanden ihren Ausdruck in der Arbeitshaltung einiger Arbeiter.

«Man hatte eine Glocke, die am Ende der Arbeitszeit geläutet wurde. Man musste seinen Arbeitsplatz mit einem weissen Tuch bedecken. Es musste immer alles schön sauber sein. Einige hatten eine Minute früher schon das Tuch parat und schauten an die Uhr. Und wenn es zu schellen anfing, warfen sie das Tuch über die Sachen und bei der Türe rannten sich schon einige die Köpfe ein.» (K.S.)

Terminage

Die ersten Terminageateliers entstanden im Dorf um die Jahrhundertwende. Damals, nach dem Konkurs der ersten Uhrenfabrik in Welschenrohr, muteten sich mehrere Arbeiter die vollständige Montage einer Uhr zu.

Terminageateliers waren oftmals Familienbetriebe mit ein paar wenigen Arbeitern. Ein Termineur erledigte alle Arbeitsprozesse, die auch in der Fabrik durchgeführt wurden. Die Ateliers unterschieden sich von den Fabriken in der Betriebsgrösse (oftmals wurde in Einfamilienhäusern von Familien terminiert). Die Termineure arbeiteten für einen oder für mehrere Fabrikanten, stellten also nicht ihre eigenen Marken her.

Viele Termineure in Welschenrohr arbeiteten für die Firma Roth in Solothurn. Während später die Lieferungen per Post abgewickelt werden, mussten die Termineure in den Anfängen ihre erledigte Arbeit in Koffer nach Solothurn bringen, um sogleich wieder neue Bestandteile, d.h. Arbeit, zu erhalten.

«Hier im Dorf gab es viele, die terminierten. (...) Meistens Familien. Und dann haben sie regelmässig jede Woche oder alle zehn Tage ihre vollen Koffer nach Solothurn gebracht. Ein grosser Abnehmer war ein gewisser Roth. Er gab Terminage nach Welschenrohr.» (E.A.)

Atelieröffnung

Termineure waren eigentlich immer eine «Pufferzone» für die Fabrikanten. Zu Zeiten der Hochkonjunktur, wenn die Kapazitäten einer Firma nicht ausreichten, konnte man anstelle von durchaus riskanten

Abb. 4: Uhrenatelier Albert Mägli um 1900 (Foto: Archiv Alois Zäch).

Neuanschaffungen und Neuanstellungen vorübergehend auf die Termineure ausweichen.

«Von den 1,2 Millionen Stück, die 1973 hergestellt wurden, wurden zirka 250 000 durch Termineure geliefert.» (H.F.)

Anfangs der 1970er-Jahre befand sich die Uhrenindustrie in einer derartigen Blütezeit, dass ein Arbeitermangel herrschte. Termineure waren zu dieser Zeit gesucht und bestens bezahlt. Die Verlockung, ein eigenes Atelier zu gründen, war sehr gross. Stimmte in der Fabrik die Atmosphäre nicht ganz, und war man dazu noch ein guter Uhrmacher, so eröffnete man sein eigenes Atelier. Die Frauen halfen notwendigerweise mit.

«Ich und der Jean waren erstklassige Acheveure. Der Visiteur in der Firma bemängelte immer den Chemin perdu. *(...) Der hatte einen Hass auf mich.(...) Ich stellte fest, wenn jemand ein guter Uhrmacher war, verdiente er mehr, wenn er selbst zu terminieren anfing. (...) Das Schriftliche und die Pakete erledigte meine Frau. (...) Ich vernahm, dass ein Fabrikant grosse Serien Terminage herausgibt. Ich ging dann persönlich vorbei. (...) Danach hatte ich 100 Probestücke abzuliefern. Sie waren mit meiner Arbeit zufrieden. Darauf erhielt ich immer 400er- oder 500er-Serien.» (K.M.)*

«In der Hochkonjunktur war schon die Tendenz: terminieren, terminieren. Die haben dabei nicht schlecht verdient. Sie verdienten besser als in der Fabrik. In der Hochkonjunktur ist der Arbeiter, in der Rezession ist der Arbeitgeber am längeren Hebel.» (H.F.)

In den Anfängen der Uhrenindustrie konnte jeder, der es sich zutraute, ein Atelier eröffnen. Mit der Gründung der Uhrenverbände stiegen jedoch die Anforderungen erheblich. So musste vorerst ein Gesuch eingereicht werden, welches nach strengen Kriterien beurteilt wurde. Dadurch wurde die Gründung eines eigenen Ateliers vielen verunmöglicht. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiterhin in der Fabrik zu arbeiten. Uhrmacher, welche vor dem Inkrafttreten dieser Gesuchspflicht ein Atelier eröffneten, bedurften auch später keiner weiteren Bewilligung mehr.

«Viele erhielten die Bewilligung nicht. Ich musste ein Gesuch in Solothurn einreichen. Das dauerte dann eine ganze Weile. Wenn ich nicht den Uhrmacherschulabschluss hätte vorweisen können, hätte ich die Bewilligung nicht erhalten. (...) Früher wurde diese Bewilligung noch nicht verlangt. Das kam erst später.» (K.M.)

Für viele Uhrmacher waren die Erstinvestitionen zu hoch, um sich selbständig machen zu können.

«Man hatte schon viele Unkosten. Man musste die Retouchemaschine [Vibrografen] und alles kaufen. (...) Die kostete 1200–1500 Franken. Für einen Termineur war das eine grosse Anschaffung. (...) Wenn man kein Geld hatte, war man gebunden.» (K.M.)

Auswirkungen

Durch die Fabrikanten und die Termineure war das Arbeitspotential des Dorfes ausgeschöpft.

«Während der Hochkonjunktur 1970–1973 wurden einander gegenseitig die Leute abgluset. *Da wurden Leute eingestellt, die man zu Normalzeiten nicht genommen hätte, nur damit es eine Person mehr hatte, die irgend etwas machte.» (H.F.)*

Die Termineure versuchten nun auch ihrerseits, Teile in Heimarbeit erledigen zu lassen, damit sie ihre Produktion steigern konnten. Dieses Produktionsfieber und die Gewissheit um genügend Arbeit wirkten sich wahrscheinlich auch auf die Qualität der Produkte aus.

«Man konnte somit mehr verdienen. Aber es wurde vielmals schlecht gearbeitet. (...) Ich gab manchmal Rouage als Heimarbeit. Da wurde mir aber alles kaputt gemacht.» (K.M.)

Zu dieser Zeit wähnten sich die Leute in einer absoluten Sicherheit. Sie waren sich ihrer Unentbehrlichkeit bewusst, der Wohlstand stieg, alles deutete auf gute Zeiten hin. Manch einer konnte sich in dieser neuen Situation nicht zurechtfinden.

«Ich kannte einen Termineur, der die Stör *hatte, wenn er einen schönen Zahltag erhielt. Dann blieb er für eine Woche oder während*

zehn Tagen in den Wirtschaften. Das war ein Fehler. (...) Später ging das nicht mehr, da verlangten die Fabrikanten viel.» (K.M.)

Die totale Abhängigkeit von den Arbeitgebern hatte demzufolge auch ihre negative Seite. Die Termineure waren auf die Anlieferungen der Fabrikanten angewiesen. Zunehmend in Krisenzeiten spitzten sich, wenn es überhaupt genügend Arbeit hatte, die Termine zu. Da die Termine von den Fabrikanten festgelegt wurden, konnten sich Arbeitslosigkeit und Überlastung abwechseln.

«Es kam vor, dass sie ab Mittwoch keine Arbeit mehr hatten und am Samstag per Post oder per Auto die Arbeit kam. So mussten sie durch die Nacht von Samstag auf den Sonntag und den ganzen Sonntag hindurch arbeiten, damit sie am Montag liefern konnten. Es wurde ihnen gesagt, am Montag ist Liefertermin, und fertig. (...) Dies war die grösste Belastung, wenn sie auf Uhrenbestandteile warten mussten, und somit die Uhren nicht fortlaufend fertigstellen konnten.» (E.A.)

«Ich habe oft bis 23, ja 24 Uhr gearbeitet. Man musste einfach in einer gewissen Zeit die Uhren abliefern. Manchmal hatte ich drei, vier Tage keine Arbeit, manchmal eine Woche. Ich musste einfach auf die Teile warten.» (K.M.)

Als sich die Rezession in der Uhrenindustrie bemerkbar machte, waren die Termineure als erste betroffen. Dies konnte für Leute in einem gewissen Alter äusserst negative Folgen haben, denn Zahlungen für die Sozialleistungen konnten dadurch teilweise nicht mehr erbracht werden.

«Wenn ich während den letzten drei, vier Jahren noch genügend Arbeit gehabt hätte, hätte ich eine viel höhere AHV-Rente erhalten. Da ich aber keinen Verdienst mehr hatte, ging die Rente zurück.» (K.M.)

Die Heimarbeit

Die Uhrenindustrie kannte schon immer die Heimarbeit. Sie eignete sich wie kaum keine andere Industrie dazu, denn einige zeitaufwendige Partien konnten ohne den Gebrauch von speziellen Werkzeugen und dadurch ohne lokale Abhängigkeit ausgeführt werden. Es gab Partien der Uhr, welche ausnahmslos in Heimarbeit angefertigt wurden. Dazu gehörte vor allem die zweite Partie der Uhrenherstellung, das *«Megaanis»* (Mécanisme). Das Barillet, welches ausschliesslich in Heimarbeit angefertigt wurde, kann als Teil des Mécanisme angesehen werden.

«Das Barillet. Das ist dort, wo die Feder reinkommt.(...) Sie haben die Feder aufgezogen und danach das Gehäuse darübergestülpt. Das

war eine Kunst. (...) Die Feder musste in irgendeine Nut, wo sie dann ansetzte. Dadurch wurde sie, wenn man sie aufzog, gespannt. Das Barillet hatte aussen Zähne, welches somit der Antrieb war. Die Feder wollte sich nun wieder ausdehnen, das Barillet drehte sich und setzte so das ganze Räderwerk in Bewegung. Das war keine einfache Sache, denn manchmal spickte die Feder davon.» (W.A.)

«Ich habe in Heimarbeit das sogenannte Mécanisme gemacht. Das Barillet erhielt ich schon fertig aufgewickelt. Diejenigen, die das Barillet auffüllten, wie man sagte, lieferten es der Fabrik wieder ab. Wir bekamen es dann von der Fabrik, nicht direkt von den Heimarbeiterinnen. Das wurde zuerst noch kontrolliert.» (H.B.)

Es gab aber auch Teile der Uhr, die sowohl in Fabrik- wie auch in Heimarbeit hergestellt wurden, so z.B. das Setzen der Zifferblätter, der Cadrans. Jede Heimarbeiterin bzw. jeder Heimarbeiter fertigte nur einen relativ kleinen Teil der Uhr an. Heimarbeiten wurden von Fabrikanten, wie auch von Termineuren vergeben. Jeder fertige Teil wurde von Kontrolleusen in der Fabrik bzw. von den Termineuren auf seine Funktionsfähigkeit hin überprüft, bevor er im nächsten Produktionsablauf verwendet wurde.

Fabrikarbeiterinnen liessen sich dann zu Heimarbeiterinnen umschulen, wenn sie ein Kind erwarteten. Diese Frauen wurden in einem Atelier, welches durch eine Frau im Auftrag der Firma geleitet wurde, zu Heimarbeiterinnen ausgebildet.

«Ich lernte während sechs Wochen das Mécanisme in einem Atelier bei der Frau Gribi. (...) Sie lehrte alle Frauen der Fabrik, die ein Kind erwarteten. Sie war von der Technos angestellt, um den Frauen die Heimarbeit beizubringen. Wir waren manchmal zwei bis drei Frauen, die bei ihr lernten.» (H.B.)

Vorteile

Die Heimarbeit ermöglichte den Frauen nebst der Tätigkeit als Hausfrau und Mutter, *«nebenbei noch ein paar Franken zu verdienen (...)»* (H.B.). Sie konnten sich die Arbeit selbst einteilen, was ein Nebeneinander von Erwerbs- und Familienarbeit ermöglichte.

«Man konnte zu Hause arbeiten, wenn man kleine Kinder hatte. Das war der grösste Vorteil als Heimarbeiterin. (...) Man musste nicht in die Fabrik gehen und die Kinder dem Schicksal überlassen. Wir Frauen sagen manchmal noch heute, dass dies das Schönste war, was wir hatten. Wir waren zu Hause, wenn die Kinder von der Schule heimkamen.» (H.B.)

«In dieser Zeit sagte man, die Frauen sollten besser zu ihren Kindern schauen. Besser konnten sie ja gar nicht auf ihre Kinder aufpassen. Meine Mutter machte Barillets und sie strich auch Radium. Wir

waren in der Stube bei der Mutter (...) und sie beaufsichtigte uns. Ich kann mich gut erinnern, wie ich am Boden spielte.» (W.A.)

Die Heimarbeit in dieser Form war einzigartig für Welschenrohr. Dies wurde durch die dörfliche, ländliche Gegend ermöglicht. Firmen am Jurasüdfuss hingegen drängten darauf, dass die Frauen in der Fabrik arbeiteten.

«Bei uns ging das, wir waren ein Dorf. Aber in Grenchen mit 10 000 bis 20 000 Einwohnern anno dazumal, von Biel gar nicht zu sprechen, wäre eine solche Abwicklung gar nicht möglich gewesen. (...) Wenn die Frauen drei bis vier Kilometer von dem Betrieb entfernt wohnten und das ganze Material mittragen mussten. Ich verstehe, wieso diese Frauen nur in der Fabrik beschäftigt sein wollten. Zum Teil hatten sie dann Kinderkrippen. Die Roamer z.B. war die erste Fabrik, die eine Kinderkrippe hatte.» (H.F.)

Die Arbeit wurde immer nach Anzahl hergestellter Stücke entlöhnt. Wenn man mehr oder schneller arbeitete, verdiente man auch mehr. Natürlich spielte da die persönliche Geschwindigkeit, welche stark variierte, eine grosse Rolle. Den Kontakt zur Arbeiter-, bzw. «Aussen»-Welt und das eigene erwirtschaftete Einkommen wussten die Frauen sehr zu schätzen.

«Wir haben es gerne gemacht. Man bedauert es heute manchmal noch, dass man es nicht mehr machen konnte. Wenn man an der Technos (heutige Kirsten) vorbeispaziert, hört man sämtliche Frauen dasselbe sagen. Wir hingen so an der Arbeit. Nicht nur des Geldes wegen, man machte es einfach auch gerne. In der Uhrenindustrie kam es einfach immer darauf an, ob man flink war oder nicht. Wenn sie durch den Tag hindurch ihr Quantum nicht erreichten, konnten sie noch die Nacht hindurch arbeiten.» (H.B.)

Es gab auch Männer, die es bevorzugten, ihre Arbeit zu Hause zu erledigen. Dies konnte ganz verschiedene Gründe haben.

«Es gab damals ein paar alte Männer, die nicht in die Fabrik gehen wollten. (...) Meine Mama hatte epileptische Anfälle. So wollte mein Vater zu Hause sein, denn wenn sie durch den Tag hindurch einen Anfall hatte, wäre er sonst nicht zu Hause gewesen.» (H.B.)

Nachteile

Heimarbeiter hatten keine nennenswerten Nachteile, wenn sie ihr Haus der Fabrik als Arbeitsplatz vorzogen. Wollte man jedoch zu Hause arbeiten, musste man das notwendige Werkzeug, das «Gschirr», wie es die Uhrmacher nannten, selber erwerben.

«Wir brauchten nicht so viel. Diejenigen, die Cadrans setzten, benötigten dann schon mehr Werkzeuge. Diese mussten einfach ge-

kauft werden oder es wurde ihnen beim Zahltag abgezogen. (...) Es war für diese Zeit schon noch teuer. Man kann vielleicht sagen, sie mussten einen Monat dafür arbeiten. Aber, ob es genau so war, weiss ich nicht.» (H.B.)

Für die Fabrikanten und die Termineure waren die Heimarbeiterinnen sehr willkommen, lag doch der Verdienst der Frauen einiges unter demjenigen der Männer.

«Klar verdienten wir Frauen weniger, wenn man mit den Männern verglich. Man musste manchmal zu lange arbeiten, damit man überhaupt etwas dabei verdiente. Man verdiente wenig.» (H.B.)

Schlimm wirkte sich dies vor allem in früheren Zeiten für jene Frauen aus, die früh ihren Mann verloren. Damals existierten noch keine Versicherungen oder eine Witwenrente. Wollten sie ihre Kinder nicht einer Vormundschaft übergeben, mussten sie sehr lange arbeiten, um sich und ihre Kinder finanziell durchbringen zu können.

«Meine Mutter erledigte in einem Tag ca. 400 bis 500 Stück. Von morgens 5 Uhr bis abends 11, 12 Uhr.» (R.S.)

Nachtarbeit wurde nie speziell entlöhnt; sie wurde vor allem in der Zeit der Uhrenkrise unabdingbar. Da keine Reservegelder vorhanden waren, spitzte sich die Terminsituation zu.

«Da haben wir doch immer in der Nacht noch arbeiten müssen. (...) Die Stücke mussten einfach bedingungslos geliefert werden.» (H.B.)

«Dann sagte sie [die Mutter], ich mache den Abwasch. Montiere mir doch ein paar Federn! Dann montierte ich manchmal hundert über den Mittag. Aber nur Federn aufgezogen und ins Gehäuse gedrückt. Ich kam nach zwölf Uhr nach Hause und fing dann wieder um ein Uhr mit der Arbeit an.» (R.S.)

Die Heimarbeit brachte für die Fabrikanten zusätzliche Umtriebe mit sich.

«In Grenchen wurde nie in solchem Masse Heimarbeit vergeben wie in Welschenrohr. Dort mussten die Frauen in die Fabrik. Heimarbeit ergibt natürlich Umtriebe. Man musste das Gebrachte notieren oder die Ware umtauschen. Für die Frauen war die Heimarbeit angenehm, für den Betrieb bedeutete dies Mehraufwand. (...) Heute würde man sagen, es braucht für die Heimarbeit zwei zusätzliche Stellen. (...) Aber damals spielte dies keine Rolle.» (H.F.)

Dieser Mehraufwand konnte von den Firmen in Zeiten der Hochkonjunktur ohne weiteres erbracht werden. Der wirtschaftliche Nachteil für die Firmen war ein sozialer Vorteil für das gesamte Dorf.

Kinderarbeit

Durch die Heimarbeit wurden die heranwachsenden Kinder zwangsläufig sehr früh mit der Uhrenarbeit konfrontiert. Geht man in die Anfänge der Welschenrohrer Uhrenindustrie zurück, so war das Einspannen der Kinder in die Heimarbeit keine Seltenheit, verdiente man doch für jedes zusätzlich hergestellte Stück auch mehr Geld.

«Wir Kinder spannten dann die Rädchen, bei welchen die Zähne zuwenig tief waren, ein. Man begann zu drehen und bei jeder Umdrehung kam ein Scheibchen drunter und nahm ein klein wenig weg. (...) Wir drehten da oft bis zur Bewusstlosigkeit.» (W.A.)

«Dann stellte man immer zwölf solche Kartons auf. Und das war dann eine Arbeit für uns Kinder. (...) Man legte von jedem Bestandteil zwölf Stück hinein. (...) Man nannte diese Arbeit komplettieren. Mir lief die Arbeit mit der Zeit nach. Ich träumte davon. Ich flog über nichts als solche Kartons hinweg. Das waren nicht gfreute *Träume.» (W.A.)*

Von dieser Tatsache konnten teilweise Fabrikanten und Termineure profitieren. Man konnte darauf zählen, dass Kinder von Heimarbeiterinnen die Arbeit schon beherrschten. Sie waren als erwachsene Personen ohne vorausgehende Ausbildung einsetzbar.

«Da kam der Hunziker Henry mit Barillets: ‹Du kannst doch jetzt Barillets machen, ich brauche unbedingt Barillets!› Ich glaube, Eicher Bertha gebar gerade ihr Kind oder so etwas. Ich wollte eigentlich schon lange Barillets machen. Er sagte: ‹Eh, das kannst du doch. Du hast doch sicher schon bei deiner Mama Barillets machen gelernt.› Dann habe ich sie halt gemacht.» (R.S.)

Die Kinder hatten zu dieser Zeit wenig oder überhaupt keine Freizeit. Oftmals mussten sie auch Garten- und Hausarbeiten erledigen, damit ihre Mutter auf den Uhren arbeiten konnte. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass Kinder ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt wurden, beschränkte sich dies manchmal auch nur auf das Austauschen von fertiggestellten Stücken zwischen Heim und Fabrik.

Rückgang der Heimarbeit

Da die Heimarbeit sich nur mit der Fabrikation eines Teiles der Uhr beschäftigte, war sie oftmals monoton. Geht man in die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück, findet man noch Arbeiten, die schon bald beim Ausbau der «echten» Uhrenfabriken in Welschenrohr in den 1920er-Jahren und später wegen des zunehmenden technischen Fortschritts verschwanden. So wurde z.B. das Bedrucken von Zifferblättern, welches als ausgenommen einseitige Arbeit galt, durch den Einsatz von Maschinen ersetzt.

«Hier arbeitete noch ganz alleine ein Straub, der Zahlen aufdruckte. Er nahm mit dem Stempel Farbe auf, (...) fuhr hinüber und musste nur so machen, fertig. Tagelang. Aber es gibt Leute, die stossen sich nicht an monotoner Arbeit.» (W.A.)

Die zunehmende Industrialisierung hatte eine weitere typische Entwicklung zur Folge. Die anfangs dezentrale Herstellung der Uhren wurde zunehmend in die Fabriken verlegt. Der alltägliche Austausch zwischen Heimarbeitern, Termineuren und Fabrikanten ging immer mehr zurück.

«Die Fabrikanten wollten zunehmend, dass die Leute in die Fabrik kamen. Da ging die Heimarbeit ziemlich rapide zurück. Ja, das war doch eine Vereinfachung. Alles war beieinander, ‹het nit das Gläuf gä im Dorf›. (...) Ja, sie drängten schwer darauf, in die Fabrik zu kommen.» (W.A.)

Der Rückgang der Heimarbeit war durch die fortschreitende technische Entwicklung bedingt. Einerseits wurden teilweise die Bestandteile schon fertig geliefert wie z.B. das Barillet, andererseits konnte durch den Einsatz moderner Apparaturen in der Fabrik die Produktion gesteigert werden. Die Fabrikanten versuchten, die Uhrenherstellung zu zentralisieren.

«Mit der Zeit wurde die Heimarbeit aufgehoben. Das waren die ganz alten Frauen, die diese Barillets herstellten. Dies wurde von den jüngeren Frauen nicht mehr gelernt. Damals musste man noch nicht um jeden Preis in der Fabrik arbeiten. Später dann schon.» (H.B.)

Es gab Frauen, die gezwungen wurden, die Heimarbeit aufzugeben. Die Heimarbeit verschwand jedoch nie vollständig. Es fanden aber Veränderungen statt.

«Wir haben am Schluss nur noch den Aufzug der Uhr montiert. Der Rest wurde in der Fabrik gemacht. Heimarbeit gab es bis zum Schluss. Wir konnten bis 1979 zu Hause arbeiten. (...) Bei uns war es dann die allgemeine Uhrenkrise, die den Untergang herbeiführte.» (H.B.)

Die Fabrikanten

Die Fabrikanten beeinflussten durch ihre Stellung als Arbeitgeber der Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung das gesamte Dorf. Auch wenn sie sich zum Teil im öffentlichen Leben zurückhaltend verhielten, bestimmten sie doch massgebend die Dorfpolitik mit und wussten ihre Interessen durchzusetzen.

Die folgenden Aussagen beziehen sich vollumfänglich auf die grösste Uhrenfirma von Welschenrohr, die Gebrüder Gunzinger AG (Technos).

Obwohl die Firma «Gebrüder Gunzinger» hiess, wurde die Firma eindeutig von Josef Gunzinger, dem ältesten von insgesamt sechs Brüdern, geleitet. Ihm wurde wohl auch aus traditionellen Gründen die Firma von seinem Vater Melchior Gunzinger übertragen. Seine Brüder arbeiteten zum Teil in der Firma mit. Auch sie gehörten dem Kader an, erlangten jedoch niemals einen annähernd so grossen Einfluss wie Josef.

«Er war auch eine Führernatur.(...) Die anderen Brüder arbeiteten im Geschäft. Der eine hatte diesen Saal, der andere den anderen Saal unter sich. Er war auf jeden Fall der Chef von allen, über alles.» (E.A.)

«Drei weitere Brüder arbeiteten noch in den Büros. Zu gewissen Entscheiden, wenn sie durch Josef gefällt wurden, konnten diese nur noch nicken. Er war schon der führende Boss gewesen, er verstand schon etwas.» (K.S.)

Die Dominanz des älteren Bruders führte aber noch weiter.

«Bevor die Brüder dem Gang entlang liefen, schauten sie immer zuerst, ob die Türe bei Josef offen war. Sie wollten ihm einfach nicht begegnen. Und dann pressierten sie.» (R.S.)

Abb. 5: Büroräumlichkeiten der «Technos» um 1950. Stehend ohne Büroschürze: Josef Gunzinger (Foto: Archiv Hans Fink).

Josef vermochte als Autoritätsperson seine Vorstellungen durchzusetzen. Er bewegte sich auf einer klaren Linie, welche jedem Arbeiter bekannt war und nach der jeder sich zu richten hatte.

«Er legte grossen Wert auf Pünktlichkeit. (...) Es wurde dann schon einiges in der Firma gefordert. Als wir um 13.10 Uhr mit der Arbeit begannen, wurde die Türe unten geschlossen. (...) Wenn man zu spät kam, musste man einige Minuten warten, bis der Abwart die Türe wieder aufschloss.» (E.A.)

So wurde jeder direkt für seine Verspätung gebüsst. Die Stempelkarten der Büroangestellten und Taglohnbezüger erhielten eine rote Markierung, die Akkordarbeiter konnten eine kurze Zeitspanne nichts produzieren. Josef Gunzinger war immer darauf bedacht, seine Arbeiter nicht aus dem Blickwinkel zu verlieren.

«Wenn er den Saal betrat, wollte er absolute Stille. Er war ein strenger Mann, ein strenger Arbeitgeber. (...) Er war nicht jeden Tag auf der Piste. Man sah ihn manchmal wochenlang nie. Aber wenn er dann kam und seine Runden drehte, knallte er hie und da die Türe auf oder zu, um zu zeigen, dass er mit der Disziplin nicht zufrieden war.» (E.A.)

«Wenn natürlich Militär oder sonst etwas auf dem Platz war, haben alle zu den Fenstern hinausgeschaut. Auf einmal stand dann der Josef hinter uns. Er schrie auf mindestens 50 Meter durch den Saal: ‹Albert, ich habe dich doch angestellt, dass du hier für Ordnung sorgst, und nun ist eine solche Sauordnung!› Dieser lief rot an, senkte seinen Kopf und starrte in die Uhren.» (K.S.)

Josef Gunzinger nahm sich immer das Recht heraus, eigene Entscheide ohne Rückfragen an das Kader durchzusetzen. Die Abteilungschefs waren derselben Abhängigkeit und teilweise derselben Willkür ausgesetzt wie der normale Akkordarbeiter.

«Josef wollte mir eine gute Stelle geben. Er wollte mich zum Chef der Protêsmacher ernennen. Aber ohne mit dem Fabrikationschef zu sprechen.» (K.S.)

Am wichtigsten war dem Fabrikanten das Schritthalten mit der Konkurrenz. Eigentlich wollte er den anderen immer eine Nasenlänge voraus sein. So richtete er sein Augenmerk eher auf die technische Entwicklung als auf die Arbeiter. Dies wirkte sich, in globo betrachtet, wirtschaftlich sehr positiv auf die Firma aus.

«Wir hatten immer die neusten Apparaturen, die auf dem Markt zu finden waren. (...) Josef drückte eventuell die Löhne, oder verteilte sie ungerecht, aber er wollte immer die neuste und beste Ausrüstung.» (H.F.)

Verhältnis zwischen Direktor und Arbeiter

Der Direktor stand in keinem engen Kontakt zu seinen Arbeitern und zur übrigen Dorfbevölkerung. Josef Gunzinger war in einer so exponierten Position und zog so grosse Aufmerksamkeit auf sich, dass eine «normale» Beteiligung am Dorfleben kaum möglich gewesen wäre. Er scheint es aber doch verstanden zu haben, durch verschiedenste Gesten und durch seine Freigebigkeit seinen Arbeitern und den übrigen Dorfbewohnern nahe zu treten.

«Den ersten Wagen, den Josef kaufte, stellte er samstags, sonntags seinen Leuten zur Verfügung. Wir bekamen auch zwei bis drei Mal sein Auto im Winter, damit wir nach Gstaad Ski fahren gehen konnten. Das machte er gratis. (...) Mit einem funkelnigelnagelneuen Wagen. (...) Er stellte uns sein Auto mitsamt dem Benzin zur Verfügung.» (E.A.)

«(...) die Schulen begannen erst längere Schulreisen zu unternehmen, als die Gunzinger einen Betrag gaben. Vorher ging man hier nur auf die Berge. Nachher musste man die hundert Franken gebrauchen, und reiste somit weiter weg.» (W.A.)

«Das war ein Sache, als wir mit der Technos auf eine Reise gingen [50 Jahre Technos]. (...) Ich sehe heute noch, als man das Bähnli verliess, die Musik, welche als Empfang spielte. (...) Da fingen alle zu tanzen an.» (R.S.)

Einige kritische Stimmen lassen aber auch vermuten, dass nicht alle Wohltaten aus purer Freigebigkeit heraus entstanden sind. Das Interesse der Firma war immer in irgendeiner Weise spürbar.

«Die Glocken des Kirchturmes sind auch von ihm. (...) Aber im Grunde musste die Technos viel nachstellen und dann wurden solche Sachen gemacht. Das geschah auch nicht einfach so, weil sie die Guten waren. Aber es kam ja dem ganzen Dorfe zugute. (...) Dabei sparte das Volk jahrelang für Glocken. Die Firma Gunzinger hatte sich aber dafür ausbedungen, dass auf jeder Glocke steht: ‹Gestiftet von der Firma Gunzinger›. Und vom Volk bleibt natürlich nichts erwähnt.» (K.S.)

Lebensstil

Schon nach der Jahrhundertwende machten manche Fabrikanten grosse Vermögen. Sie setzten sich dadurch deutlich von den Normalbürgern ab. Dies wirkte sich natürlich auch auf ihren Lebensstil aus. Auch wenn sie sich teilweise gegenüber der Dorfbevölkerung zurückhaltend verhielten und ihren Reichtum nicht zur Schau stellten, ergaben sich doch Situationen, in denen sie ihre finanzielle Macht ausspielten, so etwa 1932 bei der Ablösung der Patentjagd durch die

Revierjagd. Die Fabrikanten waren auch diejenigen Leute, die als erste Autos zum Privatgebrauch kauften.

Viele Stimmen behaupten heute, dass die Lebensweise einiger Fabrikanten und ihr (leichtsinniger) Umgang mit dem Geld einiges zum Niedergang gewisser Firmen beigetragen haben.

«Man erzählte sich, dass Adolf Allemann an einem Freitagabend nach Schweden flog, um Fisch zu essen.» (K.S.)

«Clemenz, der war im Alter der ärmste Teufel. Und vorher hatte er die Zigarre mit einer Zwanzigernote angezündet. (...) Das ist von ihm übriggeblieben, man kann sagen von einem millionenschweren Fabrikanten.» (W.A.)

In den Interviews war nie von unnahbaren Persönlichkeiten die Rede. Vielmehr entstand ein einheitliches Bild einer Dorfbevölkerung, in welcher die einzelnen Leute unterschiedliche Positionen einnahmen und eine klare Rangordnung vorgegeben war. Folgende Zitate weisen auf eine Einfachheit der Fabrikanten und auf ihre Verbundenheit mit dem Dorf hin.

«Er [Josef Gunzinger] kam während eines Jahres nicht zweimal mit dem Auto zur Arbeit. Alles immer zu Fuss. Wenn er sein Auto während des Tages brauchte, für Konferenzen und so, so liess er es sich durch den Abwart bringen. (...) Er ging aber immer zu Fuss oder fuhr Velo.» (E.A.)

«Dieser Clemenz kam dann auch so mit Kunden zusammen und ging mit ihnen in Hotels essen. Er hatte gerade frisch die Zähne gezogen. Beim Essen fühlte er Schmerzen. So nahm er sein Gebiss heraus und nahm es in den Hosensack. Plötzlich brachte ihm der Kellner das Gebiss auf einem Silberplateau.» (R.S.)

Politik

Die Fabrikanten standen immer in einem gewissen Konkurrenzkampf untereinander. Dies betraf nicht nur den Uhrenverkauf, sondern auch die Arbeitskräfte, die im Dorf zur Verfügung standen. So konnte ein Heimarbeiter immer nur für eine Firma im Dorf arbeiten. Arbeitete er für auswärtige Fabrikanten (vor allem Termineure), so war dies kein Problem.

«Nein, das hätten die Fabrikanten nicht geduldet. Diä sy so ufnang gsi! *Missgünstig. Gunzinger sagte: ‹Ich will schon schauen, dass niemand hinter die Brücke arbeiten geht.› Ja, das war der Sepp. Uebelhart-Grieder waren die einzigen hinter der Brücke. Und später die Fabrik Racine [Donada].» (W.A.)*

Mit dem Beginn der Hochkonjunktur standen zuwenig Arbeitskräfte zur Verfügung. Dies führte zu einem Kampf um die Arbeiter.

Dabei spielte die Politik eine wichtige Rolle, denn es fand zwischen Freisinnigen und Konservativen eine Polarisierung statt.

«Adolf fing hauptsächlich an, Arbeiter der Technos zu fragen, ob sie zu ihm arbeiten kommen wollen. (...) Technos, das waren erzfreisinnige Leute, Vitzis [Tourist, Adolf Allemann] waren sogenannte Schwarze [Katholisch-Konservative]. (...) Adolf fragte mich nach dem Stundenlohn und sagte, dass er mir 30 Rappen mehr geben würde. (...) Als ich dann in der Technos kündete, wurde das publik. Die Geschäftsleitung beschloss darauf, jedem Visiteur 20 Rappen mehr Lohn zu bezahlen. Sie merkten, dass sie ihre Visiteure besser bezahlen mussten, sonst würde einer nach dem anderen zu Adolf abspringen.» (K.S.)

Für die Konkurrenzfirma war dies ein günstiger Zeitpunkt, denn sie hatte genügend Aufträge. Wenn Arbeiter von einer anderen Uhrenfabrik die Stelle wechselten, konnte man auf Leute zählen, die das Handwerk schon bestens beherrschten. Die Firmen in Welschenrohr konnten sich ihre Löhne nicht ständig gegenseitig in die Höhe treiben.

«Sie mussten sich auch wieder gegenseitig absprechen. Adolf war da natürlich auch interessiert, damit er nicht ständig überbezahlte.» (K.S.)

Josef Gunzinger konnte die Ansiedlung und das Wachsen von anderen Firmen, mit Ausnahme der Firma Adolf Allemann Fils, erfolgreich verhindern.

«Nach Welschenrohr wollte manche Industrie kommen: ein Schlüsselmacher, ein Velomacher.» (R.S.)

«Da wurde politisch alles abgeblockt. Es wollte ein Schreibmaschinenhersteller nach Welschenrohr kommen. Heute hat man aus der grossen Uhrenindustriekrise gelernt, dass es wichtig ist, verschiedene Industrien zu haben. Die hatten alle schon Angst, wenn sie besser bezahlen, müssten wir auch besser bezahlen. Es geht immer ums Geld.» (K.S.)

Es wurde skrupellos alles unternommen, damit sich die Technos nicht in ihrer Vorrangstellung gefährdet sehen musste. Josef Gunzinger wusste genau, welcher Mittel er sich bedienen musste, um seine Interessen im Dorf durchzusetzen.

«Der Josef war ein Landvogt, ein Diktator. Ich hätte nicht das Achevage in der Technos lernen können, wenn ich ihm nicht versprochen hätte, freisinnig zu stimmen.» (K.M.)

«Bei den Abstimmungen ging es noch anders zu und her als heute. Nicht ganz direkt, aber es wurde einem vermittelt, dass man dann doch so und so zu stimmen hätte.» (H.F.)

«Das war eine Diktatur, nichts anderes. (...) Wenn es um Kommissionswahlen ging, plazierte er [Josef Gunzinger] seine Leute, z.B. für den Gemeinderat oder die Schulkommission. Es haben sich massge-

bende freisinnige Leute aufstellen lassen, und diese haben natürlich ihrem Boss gedient. (...) Josef wurde dann von seinen Leuten informiert, und er sagte ihnen, was sie zu stimmen haben.» (K.S.)

Die Absicht, eine möglichst grosse Firma führen zu können, wurde durch solche Rahmenbedingungen erleichtert.

«Die Technos übernahm die Adolf-Fabrik und das Bijou vom Schwab (...). Das war der absolute Höhepunkt (...). Der höchste Bestand an Leuten, die wir beschäftigten, war um die 550. Inklusive Heimarbeiterinnen und der Fabrik im Wallis. (...) Um ein Haar entstand noch ein Réglageatelier am Brienzersee. Mit allen Mitteln und Wegen, der Josef wollte einfach der Grösste sein in der Schweiz. Wir waren auch einer der grössten Etablisseure der Schweiz.» (H.F.)

Als 1963 die Firma Adolf Allemann in den Konkurs ging, verschwand plötzlich der eine Pol. Der Bedarf nach qualifizierten Arbeitskräften rückte die Frage nach der Parteizugehörigkeit in den Hintergrund.

«Nach dem Konkurs der Adolf Allemann wechselten viele Arbeiter zur Technos. Von diesem Zeitpunkt an konnte man auch nicht mehr sagen KK bzw. FdP. Es zeichnete sich eine langsame Vermischung ab.» (H.F.)

All dies ging natürlich nicht spurlos an Welschenrohr vorüber. Bis heute wirken im parteipolitischen Bereich gewisse Strukturen aus der Zeit der Uhrenindustrie nach.

«Für mich ist ein interessantes Phänomen, dass Welschenrohr als reines Arbeiterdorf eine freisinnige Mehrheit besitzt. Im Wasseramt wäre das sicher die SP, und nicht die FdP, wenn man mit Derendingen, Gerlafingen, Biberist, mit der Papierfabrik, dem Eisenwerk vergleicht. In Welschenrohr war die FdP immer die dominante Partei. Die CVP spielte immer die zweite Geige, konnte nie aufsteigen, da die FdP immer die absolute Mehrheit besass. Nach dem Tod von Josef im Jahre 1970 flachte dies allmählich ab. Die CVP verstärkte sich hingegen nach Adolf [Konkurs 1963]. Aber die FdP verlor wider Erwarten nicht die Mehrheit. Jedoch glichen sich die Parteistärken allmählich an. Heute ist nur noch ein relativ geringer Unterschied festzustellen.» (H.F.)

Auswirkungen der Uhrenindustrie auf Welschenrohr

Die Uhrenindustrie hinterliess in Welschenrohr eindeutige, bis heute noch erkennbare Spuren, sei dies nun in parteipolitischer, sozialer, linguistischer oder infrastruktureller Hinsicht. Diese Auswirkungen lassen bis heute mit Recht behaupten, *«die Uhrenindustrie ist in der Bevölkerung verankert.» (W.A.)*

Das Dorfbild wird stark durch verschiedenste Gebäude aus der Zeit der Uhrenindustrie geprägt. Fabriken, Fabrikantenhäuser, von den Firmen erbaute Wohnhäuser, aber auch von den Arbeitern erstellte Einfamilienhäuser fallen darunter. Dazu gesellen sich Häuser, an welchen industriebedingte Änderungen vorgenommen wurden.

«Dort sieht man auch drei Fenster. Da waren anfangs nur zwei Fenster. Als er zu terminieren anfing, musste halt mehr Helligkeit herein, damit der Werkbank an der Helligkeit war. Dann liess er in der Mitte ein Fenster machen.» (W.A.)

Kennzeichnend für Gebäude, welche für die Uhrenindustrie genutzt wurden, waren die Fensterreihen, welche für die feine, exakte Arbeit die erforderte Helligkeit gewährleisteten. Also liessen sich selbstständige Termineure, falls sich nicht ihr Haus um ein Atelier erweiterten, weitere Fenster in ihre Wände montieren. In eigens für die Uhrenproduktion erstellten Gebäuden waren solche Fensterfassaden die Normalität.

«Es musste viel Licht haben. In der Fabrik waren diejenigen, die eine heikle Arbeit hatten, an den Fenstern. In der Mitte war dann der Bock (...), diejenigen Arbeiten, welche mit weniger Licht zu erledigen waren.» (W.A.)

Nach der Übernahme des Technos-Gebäudes durch die Firma Kirsten liess dieser neue Besitzer ganze Fensterfronten zumauern, weil nicht mehr so breite Fensterfronten benötigt wurden.

Es kam auch vor, dass Fabrikanten Prestigebauten errichteten. So prägt z.B. heute noch der Thalhof, ein mitten im Zentrum von Welschenrohr angelegtes Hochhaus, das Dorfbild.

«Sie hatten dort Büroräume. Von der Fabrik von Adolf Allemann führte eine Rohrpost in den Thalhof. (...) Das ging unten durch, unter den Häusern verlief diese Leitung. Die Sachen kamen dann dort im Büro herauf. Ganz grossartig.» (W.A.)

Andere Absichten verfolgten die Fabrikanten mit der Errichtung von Wohnsiedlungen. Einerseits waren die Fabrikanten darauf bedacht, ihre Leute, vor allem Kaderleute, in Welschenrohr anzusiedeln, andererseits waren Immobilien eine sichere Wertanlage. Da sich der Zuzug von Kaderleuten in Grenzen hielt, wurden die Häuser vermehrt Arbeitern *«zu günstigen Mietverhältnissen» (E.A.)* zur Verfügung gestellt.

«Der Gedanke war schon, mit den Häusern die Leute anzubinden. Adolf Allemann brachte es fertig, dass etliche in Welschenrohr blieben, mehr als bei uns in der Technos. Bei diesen Häusern stand ein sozialer Gedanke im Hintergrund, der jedoch ein Stück weit ungerecht

war. Ungerecht insofern, da die Arbeiter, die diese Häuser bewohnen durften, bevorzugt waren.» (H.F.)

Auffallend für Welschenrohr ist die hohe Anzahl Einfamilienhäuser. Konnten nicht alle Arbeiter von den Häusern der Fabriken profitieren, so waren doch viele sehr früh in der Lage, ein eigenes Einfamilienhaus zu erstellen.

«Wieso haben wir wohl in Welschenrohr so viele Einfamilienhäuser? Die Frau konnte bei der Arbeit mithelfen und der Uhrmacherberuf war gut bezahlt. (...) Ohne Wohlstand lassen sich keine Einfamilienhäuser bauen und dazu noch ein Auto besitzen. (...) Für mich ist es immer wieder interessant zu sehen, wenn ich auf der Röti stehe, wie wenig Wohnblocks Welschenrohr besitzt. Diejenigen wenigen Wohnblocks, die wir haben, entstanden erst in den letzten 10, 15 Jahren.» (H.F.)

Beeinflusst wurde im weiteren Sinn auch die Infrastruktur des Dorfes. Die Gemeinde konnte über lange Zeit hinweg von den Steuereinnahmen der Firmen stark profitieren.

«Die Infrastruktur des Dorfes verbesserte sich auch durch die Steuergelder der Firmen. (...) Strassen, Wasserversorgung.» (H.F.)

Soziales

Da fast ausnahmslos die ganze Bevölkerung ihren Wohnort als Arbeitsort hatte, konnten mit der Zeit gefestigte soziale Strukturen entstehen.

«Man hatte viel Schönes. (...) nach Hause essen gehen, Arbeit im Dorf, kurzer Heimweg, ein paar Minuten.» (R.S.)

Während der Hochkonjunktur am Anfang der 1970er-Jahre hatte das Dorf mit knapp 1500 Einwohnern seine höchste Einwohnerzahl. Nach einem merklichen Abfall gegen Ende der 1970er-Jahre beträgt die Einwohnerzahl im Jahr 2000 1226 Personen.

Das Dorfleben liess keine Anonymität zu, jeder kannte jeden. Man fand sich aufgehoben in einer Gemeinschaft gleichgestellter Leute.

«Es hatte noch viele Uhrmacher, die noch zu Hause arbeiteten, von welchen ich noch sagen könnte, an diesem Fenster oder an diesem Fenster. Man winkte. Die Uhrmacher (...) spazierten gewöhnlich am Abend die Kahlen hinunter. Fast jeden Abend, wenn es schön Wetter war, spazierten Grüppchen. Das war einfach so zur Erholung.» (W.A.)

Ein solch starkes Gemeinschaftsgefühl konnte sich deswegen entwickeln, weil man mit denselben Leuten die Freizeit verbrachte, mit denen man tagsüber auch arbeitete.

«Die ganze Uhrenbranche hatte zur selben Zeit Ferien. (...) Als wir noch Taxidienst machten (...) konnten noch wenige fort, wegen des

Geldes. Und doch während diesen Ferien gingen ein paar nach Mümliswil kegeln oder auf den Berg essen.» (K.S.)

«Dann gab es zwei Wochen Ferien. Und dann immer mehr, bis vier Wochen. Die waren in der Uhrenindustrie immer im Juli. Die Uhrmacher hatten immer praktisch zur gleichen Zeit Ferien. Es hiess immer: ‹Jetzt haben dann die Uhrmacher Ferien›.» (E.A.)

Dieser Zusammenhalt des Dorfes begünstigte auch die Gründung von Dorfvereinen. So lässt sich bis heute die Präsenz einer überdurchschnittlich grossen Anzahl von Vereinen in dem relativ kleinen Dorf erklären. Als Beispiel seien einige Vereine aus Vergangenheit und Gegenwart aufgezählt: Turnverein, Damenturnverein, Frauenturnverein, Männerturnverein, Jugendriege, Fussballclub, Volleyballclub, Korbballclub, Eishockeyclub, Kirchenchor (nach 1910 gab es zwei, die stark parteipolitisch gefärbt waren), Männerchor, Jodelclub, Skiclub, Jungmannschaft, Jungwacht, Blauring, usw.

«Das Vereinsleben florierte in Welschenrohr immer gut. Für die Leute, die ständig im Innern sitzen mussten, wäre ein Turnverein oder ein Fussballclub damals schon nicht mehr wegzudenken gewesen. (...) Als Freizeitbeschäftigung war körperliche Betätigung ein wichtiger Ausgleich.» (K.S.)

Das ganze Dorf war miteinander verflochten. Diese Dorfgemeinschaft, gekoppelt mit finanziellem Wohlstand, konnte mit der Zeit eine solche Dynamik entwickeln, dass sich sogar die Firmen nach dem Ablauf des Dorflebens zu richten hatten. Als gutes Beispiel steht hier die damals noch weitherum bekannte Welschenrohrer Fasnacht.

«Die Kinder kamen am Donnerstag zur Fabrik, um zu spielen, Kinderumzug. Da ging doch alles an die Fenster. Das gab schon Stimmung für den Abend.» (R.S.)

«Am Donnerstagabend war der Hotschiball. Nach einer gewissen Zeit wurde dann am Freitagmorgen nicht mehr gearbeitet, weil viele nicht zur Arbeit kamen. (...) dann war am Montag der Haupttag. Da schloss die Fabrik offiziell. Es war Tradition, dass am Montag ein Umzug stattfand. Mit der Zeit wurde dann der Dienstagmorgen frei. Diese Zeit wurde aber durch das Jahr hindurch vorgeholt. Dienstagnachmittag sollte man eigentlich wieder normal arbeiten. (...) Es hatte aber doch niemand so richtig Sitzleder, es konnte doch niemand so richtig arbeiten. Dann standen die ersten zwei, drei auf: ‹Ig go no eis go ha!› *Und so wurden es immer mehr. Zuletzt waren die halben Säle leer. (...) Da kam die Zeit, dass die Firma sagen musste, dass es keinen Wert habe, am Dienstagnachmittag zu arbeiten. So wurde der Dienstag auch frei. (...) Diejenigen, die sich nicht getrauten aufzustehen, haben nur zum Fenster hinausgeschaut und doch nichts gearbeitet.» (K.S.)*

In der Uhrenindustrie gab es schon seit jeher eine relativ klare Abgrenzung zwischen Frauen- bzw. Männerarbeit. Macht man eine grobe Einteilung, werden alle vorzubereitenden Arbeiten (Mécanisme und Barillet als Heimarbeiten, Réglage, teils Heimarbeit, teils Fabrikarbeit, und die Arbeit in den Cages, wo die Arbeit zum Produktionsprozess bereitgestellt wurde) zu Frauenarbeiten, die eigentliche Aufrichtung der Uhren (Werke, Zifferblätter, Schalen) zu Männerarbeiten. Obwohl es einige Männer gab, die zu Hause arbeiteten, waren hauptsächlich Frauen in der Heimarbeit beschäftigt.

Spricht man von einer geschlechtergetrennten Arbeitsaufteilung, so beinhaltet dies auch die örtliche Trennung in der Fabrik. Dies bewirkte natürlicherweise gewisse Spannungen, sollte sich einmal eine Frau in die «Männerabteilung» verirren.

«Wir Frauen wurden immer ‹auf den Arm genommen›. Aber das war natürlich auch ein Spiessrutenlaufen durch diesen Saal, gefüllt mit 50, 60 Männern, einer neben dem anderen, mit grauen Blusen bekleidet.» (R.S.)

Es gab Abteilungen, wo Frauen und Männer im gleichen Raum arbeiteten wie z.B. das Retouche. Jedoch waren auch dort die Aufgaben strikte getrennt.

Abb. 6: Geschlechtertrennung bei der Arbeit: Uhrmachersaal der Firma «Tourist» (Foto: Archiv Alois Zäch).

«Die Frauen kontrollierten auf den Apparaturen. Neben den Maschinen arbeiteten gut ausgebildete Uhrmacher, welche die Uhren reparierten.» (R.S.)

Die letzte Aussage ist von zentraler Bedeutung. Frauen wurden nie «gut ausgebildete» Uhrmacherinnen. Die gesellschaftliche Rolle der Frau war zu dieser Zeit noch unangefochten, klar definiert. Eine Frau arbeitete solange in der Fabrik, bis sie ihr erstes Kind erwartete und somit Hausfrau und Mutter wurde. Somit ist auch zu erklären, wieso es auch auf einer reinen Frauenabteilung nie eine «Chefin» geben konnte.

«Die Frauen machten keine Lehre oder wurden nicht ausgebildet. Sie waren gewöhnlich nicht lange in der Fabrik tätig, heirateten, hatten Kinder. (...) Diese Trennung war ja nicht nur bei uns» (H.F.).

«Réglage war ein reiner Frauenberuf. Wurde auch entsprechend bezahlt. Durchwegs waren das Frauen. Nur der Chef und der Vizechef nicht.» (K.S.)

Interessanterweise wurde eine der wichtigsten Arbeiten, das Réglage (die Unruhe) in Frauenhand gegeben. Es gab also Vorzüge, die man diskussionslos den Frauen zuschrieb.

«Das Réglage war dann kompliziert. (...) Die Frauen haben feinere Hände. (...) Auch Radium wurde von Frauen gestrichen. Einfach die feineren Arbeiten.» (H.F.)

In Welschenrohr wurden im Vergleich zu anderen Firmen relativ wenige Frauen in den Fabriken beschäftigt, obwohl dies wirtschaftlich gesehen einige Vorteile gebracht hätte, denn Frauen verdienten immer 30–40% weniger Lohn. Aber zu Zeiten der Hochkonjunktur war man auf Sparmassnahmen schlichtweg nicht angewiesen. Zudem könnte ein auf dem Land vertrautes traditionelles Rollenbewusstsein von Mann und Frau einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss ausgeübt haben. Eine auf diese Art erreichte Saläreinsparung hätte zur grossen Krisenzeit die Überlebenschancen einer Firma nicht vergrössert, sondern höchstens die Überlebensdauer ein bisschen verlängert.

«Also wir beschäftigten im Grund extrem viele Männer. Das war in anderen Fabriken anders. In Grenchen und Biel waren viele Frauen beschäftigt. Sie erledigten dort Arbeiten, die hier in Welschenrohr ausschliesslich durch Männer ausgeführt wurden. Zuletzt war dies eine Preisfrage. Sicher konnten Frauenbetriebe wie die Candino in Herbetswil sich länger behaupten als wir, die ein grosser Männerbetrieb waren.» (H.F.)

Sprache

Grossen Einfluss übte der Gebrauch französischer Ausdrücke auf die Sprache in Welschenrohr aus. Französische Begriffe wurden über-

nommen und teilweise in der Solothurner Mundart ausgesprochen. Für Aussenstehende stellen die teils undefinierbaren, zuhauf auftretenden Ausdrücke einen undurchsichtigen Begriffswirrwarr dar. Auffallend ist, dass durch diese Welschenrohrer Uhrmachersprache die Nähe Welschenrohrs zum französischen Sprachraum spürbar wird. Andere Uhrenfirmen in der deutschsprachigen Schweiz dagegen bedienten sich deutscher Ausdrücke.

«Wir hatten ja auch viele Welsche hier. Die kamen anfangs der Uhrenindustrie. Die Heuris, die Schalenmacher etc. (...) Man kennt ja viele Ausdrücke, die den Uhrmachern geläufig sind: Coq, Etabli oder Platine. Dies sind alles französische Ausdrücke (...). Es wurde einfach auf unsere Sprache umgewandelt. (...) Als ich die Uhrmacherschule besuchte, warfen die mit deutschen Namen um sich. (...) Da dachte ich: ‹Aha, es gibt also auch noch deutsche Namen.› Man hatte von jedem Kaliber (...) immer ein Blatt. Dort waren sämtliche Bestandteile in deutscher und französischer Sprache aufgeführt. Platine heisst Werkboden. Für uns viel zu kompliziert.» (H.F.)

Ein paar wenige, mustergültige Äusserungen seien als Beleg angeführt:[1]

Mundartausdruck	*franz. Begriff*	*Erklärung*
Witschiffer	huit-chiffres	Werkzeug, welches die Form einer Acht besitzt.
Migro	migros	Vergrösserungsglas/Kopflupe
Megaanis	mécanisme	Montageprozess
Etabli	établi	Arbeitstisch
Protte	protêt	fehlerhaftes Stück (protêt = Protest)
Misomärschler	mise en marche	Arbeiter, die das Mise en marche erledigten.
Aschwör	acheveur	Arbeiter, die das Achevage erledigten

[1] Weitere Beispiele finden sich bei: Max Schmid: Die Welschenrohrer Uhrmachersprache. In: Fink Urban (Red.): Fleissige Hände. Uhrenindustrie in Welschenrohr und im Thal. Welschenrohr 2000, 14f.

Krisen

Den Zusammenbruch der Welschenrohrer Uhrenindustrie, welche immerhin rund 100 Jahre bestanden hatte, konnte das Dorf bzw. die Bevölkerung nur schwer akzeptieren.

«Da wurde viel gearbeitet, fast in jedem Haus. Darum war es so schwer, das [den Zusammenbruch] zu überwinden.» (W.A.)

Heute lesen ehemalige Uhrmacher mit grösster Aufmerksamkeit die Stelleninserate durch und stellen mit Genugtuung fest, dass Uhrmacher wieder gefragt sind. Auch die neue Trendwelle der Swatch wird minutiös verfolgt.

«Und jetzt der Hayek, mit neuen Ideen. Aber damals war es wie bei den Schuhen, es war ein Gebrauchsgegenstand.» (W.A.)

Jedoch klingen beim Gedanken an vergangene Zeiten auch kritische Töne an.

«Offen gesagt, ich möchte diese Zeit nicht zurück.» (W.A.)

«Wenn man heute fragen würde, es würden keine 10 Prozent mehr auf die Uhren arbeiten gehen. Wenn ich bedenke, wir haben uns doch fast d'Auge usem Gring usgluegt *für ein paar wenige Franken.» (E.A.)*

Untenstehend werden die immer wiederkehrenden Krisen der Welschenrohrer Uhrenindustrie beschrieben, besonders die grosse Krise der 1970er-Jahre, die das Ende der Uhrenproduktion in Welschenrohr nach sich zog.

Die Krise der 1930er-Jahre

Die Uhrenindustrie in Welschenrohr musste schon vor dieser Zeit zwei Krisen über sich ergehen lassen. 1896 geriet die 1881 gegründete Société d'horlogerie Rosières in Konkurs, 1920/21, im Zuge der grossen Krise nach dem Ersten Weltkrieg, wurde die Gemeinde erstmals veranlasst, Notstandsarbeiten durchzuführen.

Die mächtige Krise aus Amerika erreichte 1929 Europa. Die fast zehnjährige wirtschaftliche Erschütterung brachte dem Kanton Solothurn über 5000 Ganz- und 14 000 Teilarbeitslose. Die Uhrenindustrie in Welschenrohr wurde von dieser Krise stark betroffen. Obwohl damals die Arbeitslosenversicherung schon eingeführt war, mussten durch die Ausweitung der Krise abermals Notstandsarbeiten durchgeführt werden. Dazu boten sich vorerst Waldwege, die Thalstrasse und die Bewirtschaftung der Allmend an. Da die Krise aber noch weiter anhielt, nahm man grössere Projekte in Angriff.

«In den Dreissigern war es miserabel. Da mussten Notstandsarbeiten gemacht werden. Da baute man die Passwangstrasse, die Binzstrasse und machte grosse Kabelverlegungen der PTT.» (E.A.)

«Am Passwang waren Notstandsarbeiten (...). Der Harzergraben, die Binzstrasse. Auch da mussten die Uhrmacher arbeiten gehen, wohl oder übel. Ja, und wieviele hatten verbundene Hände? Die konnten nicht arbeiten gehen. Dann spazierten sie hier im Dorf. Ja, das hat man viel gesehen, Männer mit verbundenen Händen.» (W.A.)

Verdienstmässig war dies eine der schlechtesten Zeiten des Dorfes.

«Die hatten einen Stundenlohn zwischen 90 Rappen und Fr. 1.10 in der Stunde. (...) Sie wurden am Morgen abgeholt und am Abend wieder gebracht. Man kann sich nun vorstellen, wieviel Geld sie noch nach Hause brachten, wenn sie noch das Essen mitnehmen mussten.» (E.A.)

Für die Schulabgänger dieser Zeit war es ein Ding der Unmöglichkeit, eine Lehrstelle oder einen Arbeitsplatz zu finden.

«In Balsthal schrieb 1935/36 ein bekannter Anwalt (...) eine Lehrstelle aus. Es meldeten sich über hundert Mädchen und Buben für diese freie Stelle.» (E.A.)

In der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre verbesserte sich die Lage zunehmend.

«Aber immerhin, 1936/37, als wir die Schule beendeten, gab es wieder mehr Arbeit auf der Uhrenindustrie.» (E.A.)

Der Zweite Weltkrieg

Während des Zweiten Weltkrieges ging die Uhrenproduktion stark zurück. Viele Arbeiter mussten zu dieser Zeit Aktivdienst leisten, die Transportmöglichkeiten ins Ausland waren behindert und die Zahlungsmoral der ausländischen Kunden war schlecht.

«Sie konnten keine Arbeiter mehr einstellen zu dieser Zeit. (...) Damals lief die Uhrenindustrie nicht gut, man konnte nicht ins Ausland liefern, und das Geld kam nicht.» (K.S.)

Interessanterweise fehlte es den Firmen selten an Aufträgen. Das folgende Beispiel einer Firma ist nicht automatisch auf andere Welschenrohrer Betriebe übertragbar, zeigt aber auf, dass einzelne Nutzen aus dem Krieg ziehen konnten.

«Die [Schwab] haben Uhren für Zeitbomben gemacht. (...) Für Deutschland.» (R.S.)

Die Militärdienst leistenden Arbeiter büssten einen grossen Teil ihres Einkommens auf Grund des Krieges ein.

«Ich leistete 1000 Diensttage während des (...) Krieges und erhielt pro Diensttag 50 Rappen Lohnausgleich wie alle Ledigen. (...) Sold gab es zwei Franken. (...) Im besten Alter hatten wir keinen Verdienst. (...) Wenn meine Frau kein Geld gehabt hätte, hätte ich keine Möbel kaufen können.» (E.A.)

Die Arbeiter wechselten ständig abwechslungsweise zwischen Arbeitsplatz und Grenze. Auf Grund von notwendigen Rationierungen waren die Arbeitsbedingungen in den Fabriken alles andere als ideal.

«In der Kriegszeit mussten wir bei 16 °C arbeiten. Das war auch noch mühsam.» (K.S.)

Entgegen allen Erwartungen setzte nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges ein starker Konjunkturanstieg ein. Dies ging sogar soweit, dass geforderte Produktionsleistungen auf Grund fehlender Kapazitäten nicht erbracht werden konnten.

«Nach Kriegsende hatten wir unwahrscheinlich viel Arbeit. Da kam die Blütezeit der Uhrenindustrie.» (E.A.)

«1947/48 konnte man zeitweise nicht arbeiten, da der Anker fehlte. Das war während der Hochkonjunktur. (...) Finissage, Mécanisme konnte alles erledigt werden, nur die Acheveure konnten nicht arbeiten. So mussten sie mangels Ware zuhause bleiben. (...) Das (der Anker) war ein relativ komplizierter Bestandteil. (...) Die Nachfrage war zu gross.» (H.F.)

Der Konkurs der Firma Tourist

1963 wurde die Welschenrohrer Uhrenindustrie durch den Konkurs der Firma Tourist von Adolf Allemann stark erschüttert. Im Gegensatz zu allen vorherigen Krisen konzentrierte sich dieser Tiefpunkt nur auf das Dorf. Heute wird dieser Konkurs als eine erste «Vorbereitung» auf die grosse Krise der 1970er-Jahre angesehen.

Adolf Allemann entwickelte Ende der 1950er-Jahre eine Armbanduhr mit elektrischem Licht.

«Das war die erste Uhr mit elektrischem Licht. Dazu wurde eine Batterie eingebaut. (...) Die Batterie füllte (...) den ganzen Stahlboden, im Gegensatz zu den heutigen kleinen Batterien.» (K.S.)

Da eine Konkurrenzfirma an derselben Entwicklung arbeitete, wollte die Geschäftsleitung die Neuentwicklung möglichst schnell auf den Markt bringen.

«Diese wurde forciert, weil in La Chaux-de-Fonds eine Uhrenfabrik etwas Ähnliches vorhatte. (...) So wurde diese auf eine Messe hin herausgegeben, obwohl man die Kinderkrankheiten noch nicht wusste. Man konnte es herstellen, und das war natürlich eine Sensation: ‹Die kleinste Glühbirne der Welt!›.» (K.S.)

Die neue Entwicklung wurde mit allen Mitteln publik gemacht. Die «Everlight» sollte sich als wirklicher Verkaufsschlager herausstellen.

«Es gab Inserate und wurde sogar im Fernsehen gezeigt. Wenn man des Nachts nach Hause kam, konnte man mit dieser Uhr die Türe gut beleuchten, damit man das Schlüsselloch finden konnte. (...)

Abb. 7: Uhrenfabrik «Tourist» um 1955 (Foto: Archiv Alois Zäch).

Die mit Radium bestrichenen Zahlen konnte man in der Nacht fast nicht ablesen. Wenn man aber hier drückte, sah man, wie spät es war.» (R.S.)

«Das wäre ein unheimlicher Verkaufsschlager geworden, vergleichbar mit der Entwicklung vom kratzfesten Glas der Rado.» (E.A.)

Die Batterie war aber für den Dauergebrauch noch ungenügend entwickelt.

«Also, das hat (...) eingeschlagen. Wir bekamen Bestellungen. Es lief gut. Aber nach ein paar Monaten kamen dann die ersten Uhren zurück.» (K.S.)

«Bei denjenigen Uhren, die zurückgeschickt wurden, hatte die Lauge der Batterie das Werk zerfressen. Da schraubten wir zu Tausenden solche Uhren auseinander, mussten die Teile baden und alles ‹Angegriffene› musste weggeworfen und durch neue Bestandteile ersetzt werden. Einige Teile konnte man durch Baden wiederherstellen. In dieser Zeit versuchte man auch, die Batterien zu verbessern. Aber so arbeitete die ganze Belegschaft manchmal drei bis vier Wochen nur noch an solchen Uhren, die von Kunden zurückgeschickt wurden.» (K.S.)

Diese Garantieleistungen waren schliesslich für den Konkurs im Jahre 1963 verantwortlich.

«Die Löhne mussten bezahlt werden und sie [Fabrikanten] kriegten nichts mehr für die Uhren. Die mussten ersetzt werden. (...) Man

gab immer Garantie, manchmal auch fünf Jahre oder solche Sachen. (...) Nachher kam die Firma natürlich in Zahlungsschwierigkeiten. Und wenn nicht bezahlt wird, wird nichts mehr geliefert. (...) Wir wurden nicht aufgeklärt. Wir mussten es selber merken. Sie zahlten nicht mehr, also wurde nichts mehr geliefert. So ging schliesslich die Firma Konkurs.» (K.S.)

Dieser Konkurs brachte eine gewisse Unruhe in die Dorfbevölkerung. Hatte man bis anhin blindes Vertrauen in die Uhrenindustrie gehabt, so betrachtete man fortan die weitere Entwicklung mit Skepsis. Viele Arbeiter sahen sich und ihre Familie zu diesem Zeitpunkt in ihrer Existenz gefährdet. Es fanden jedoch nahezu alle Arbeiter der Firma Adolf Allemann eine Anstellung in der Technos, welche zu jener Zeit noch in voller Blüte war.

«An einem Wochentag kam der Personalchef der Technos zu uns. Ich betete gerade mit den Kindern den kleinen Rosenkranz, denn es musste einfach etwas mit der Arbeit von Vater geschehen.» (R.S.)

Die Technos gewann durch den Konkurs des langjährigen Dorfkonkurrenten qualifiziertes Personal. Es kam vor, dass Arbeiter, die auf Grund besserer Anstellungsbedingungen früher von der Technos zur Firma Adolf Allemann gewechselt hatten, nun wieder zurückwechselten. Die Technos war fortan die einzige grosse Uhrenfabrik in Welschenrohr.

«Sie [Technos] haben uns, die guten Arbeiter mit Handkuss genommen. Zuerst ging Arbeiter um Arbeiter, und zum Schluss kaufte die Technos noch den Rest der Adolf Allemann.» (K.S.)

«Mit dem Nachteil natürlich, dass die Technos zu einem Betrieb mit einer Monopolstellung wurde.» (H.F.)

Die Krise der 1970er-Jahre

Die Technos hatte nach dem Zweiten Weltkrieg über viele Jahre hinweg Hochkonjunktur. Die ehemalige Schwabfabrik, das «Bijou», wurde anfangs der 1950er-Jahre käuflich erworben. 1957 wurden sogar zwei Autocars angeschafft, um die Arbeiter aus der näheren Umgebung nach Welschenrohr zu führen. Die Konkursmasse der Firma Adolf Allemann wurde 1963 übernommen. Die ersten Schwierigkeiten der Technos traten anfangs der 1970er-Jahre auf.

«Als ich Hans Fink, den Direktor, wegen der 1975 ausgeschriebenen Verwalterstelle der Raiffeisenkasse anfragte, sagte er mir: ‹Vor einem Jahr hätte ich gesagt: ausgeschlossen. Aber heute muss ich Ihnen anvertrauen, dass es mit dem Hauptkunden von Brasilien nicht mehr gut klappt. Es zeichnen sich Schwierigkeiten ab. In Deutschland hat es schon Arbeitslose. Wir wollen Ihnen nicht im Wege stehen›.» (K.S.)

Die Lage verschlechterte sich noch mehr. Als die Technos 1980 an einen japanischen Konzern verkauft wurde, brach die Uhrenindustrie in Welschenrohr völlig zusammen. Im Rückblick kann man von Glück reden, dass die Technos eine der ersten Uhrenfabriken war, die während der grossen Uhrenkrise der 1970/80er-Jahre geschlossen werden musste. Nahezu alle fanden in kürzester Zeit eine Neuanstellung in Reichweite. Zu einem späteren Zeitpunkt, im Zuge der allgemeinen Wirtschaftskrise, wäre dies wesentlich schwieriger gewesen.

«Bei uns fing es an. Wir waren gottlob am Anfang dieser langen Reihe. (...) Uns betraf es einfach radikal, da wir nur Uhrenindustrie hatten. Wir besuchten sämtliche Fabriken zwischen Grenchen und Olten, was nicht Uhrenindustrie, aber einigermassen bedeutend war. Wir fragten an, ob sie Leute brauchen könnten. (...) Damals war es noch eine günstige Zeit, wir waren zum Glück unter den ersten, die vom Untergang betroffen waren.» (H.F.)

In den folgenden Abschnitten seien einige Gründe genannt, die für den Zerfall der Technos ausschlaggebend waren.

Die Privatlabel

Die Technos fabrizierte viele Uhren, welche nicht den Namen Technos trugen. Ein Hauptabnehmer dieser sogenannten Privatlabel-Uhren war ein amerikanischer Händler. Die Fabrikation solcher Uhren erhöhte zwar die Produktion, festigte aber in keiner Weise die Marktfähigkeit der Firma.

«Während der Hochkonjunktur erkannte man zuwenig, dass man ein richtiges Marketing hätte betreiben sollen, um die Marke Technos zu festigen.» (H.F.)

Das Uhrenstatut

Der schweizerische Uhrmacherverband schrieb bis in die 1960er-Jahre die Uhrenpreise vor. Hielt man sich nicht an die Mindestpreise, wurde man gebüsst. Dieses Uhrenstatut beeinträchtigte die Marktfähigkeit der Schweizer Uhren gegenüber den Auslandprodukten über eine lange Zeit hinweg.

«Es wurde kontrolliert, dass man die Uhren nicht zu billig verkaufte. Die Preise waren so gut berechnet, dass sicherlich kein Uhrenfabrikant eingegangen wäre. In der Krisenzeit wurde dies zum Problem. (...) Im geheimen fanden dann gewisse Geldtransaktionen statt. Der Lieferant gab uns Geld zurück, und wir gaben den Kunden Geld zurück. (...) Langsam wurde diese Bestimmung liberalisiert.» (H.F.)

Zahlungsbestimmungen

Im Gegensatz zur Maschinenindustrie kannte die Uhrenindustrie nie Zahlungsregelungen. Für bestellte Ware musste nie eine Anzahlung geleistet werden. Die Fabrikanten standen somit in einer vollkommenen Abhängigkeit ihrer Abnehmer.

«Das war das grosse Malaise der Uhrenindustrie. Es wurde bestellt. Wenn sie es wollten, kauften sie es, wenn sie es nicht wollten, liessen sie es bleiben. (...) Darum mussten wir in Krisenzeiten so darum kämpfen, dass uns die Ware abgenommen wurde. In der Hochkonjunktur war das natürlich kein Problem.» (H.F.)

Dies wirkte sich für die Technos im Jahre 1974 äusserst negativ aus.

«Der brasilianische Kunde bestellte (...) an der Muba, in welche die Uhrenmesse damals noch integriert war, zirka 400 000 Stück. Wir bestellten schon die Bestandteile, damit es keine Verspätungen geben würde. (...) Er hatte noch rund 120 000 Stück von den dicken grossen Armbanduhren an Lager. 1974 aber kam die Trendwende. Beliebt waren fortan nur noch die flachen, schmalen, dünnen, eleganten Uhren. Er konnte seine Stücke nicht mehr verkaufen. Und wir hatten noch für 400 000 Stück bei unseren Lieferanten bestellt.(...) Die Werke konnten wir noch verquanten. Aber am Schluss blieben uns noch Gehäuse und Zifferblätter für Millionenbeträge.» (H.F.)

Im Falle von Brasilien spielte die Ölkrise von 1973 eine grosse Rolle. Der Verkauf von Luxusgütern wurde durch Handelshemmnisse der brasilianischen Regierung erschwert, Armbanduhren verloren ihre Abnehmer, da das Geld anderweitig zur Verfügung stehen musste. Zudem wurden importierte Waren mit Einfuhrlizenzen besteuert, welche die Preise von ausländischen Waren in die Höhe schnellen liessen.

Die Quarzuhr

Im Laufe der Zeit stieg vermehrt der Ferne Osten in die Uhrenproduktion ein. Da die Japaner das Uhrenmonopol der Schweiz zu untergraben anfingen, bezichtigen heute noch viele Welschenrohrer die Japaner als Spione, als Meister der Kopierkunst.

«Jahrelang sind sie gekommen und liefen von einem Platz zum anderen und beobachteten alles. Eines Tages kam es soweit, dass sie die Uhren selbst herstellten, und wir bekamen keine Aufträge mehr von ihnen. (...) Die haben uns alles abgeschaut (...) und nachher verbessert. Auf einmal brauchten sie uns nicht mehr.» (E.A.)

Tatsache ist, dass es auch japanische Uhrenfirmen gab, die mechanische Uhren herstellten. Jedoch konnten sich diese Marken nie in dem Masse behaupten wie Schweizer Uhren.

«Vielleicht haben sie [die Japaner] schon ein paar Feinheiten herausgetüftelt. Dafür war der Japaner bekannt zu dieser Zeit. Sie haben schon auch mechanische Uhren fabriziert, (...) aber der Durchbruch gelang ihnen mit der Quarzuhr.» (H.F.)

Die Entwicklung der Quarzuhr zog für die Technos einen abrupten Bestellungsrückgang nach sich. Da sich dies praktisch in derselben Woche ereignete, in welcher der brasilianische Hauptkunde absprang, war das Ende der Technos eigentlich bereits 1974 besiegelt.

«Wir hatten einen japanischen Hauptkunden. Der bestellte alles teure Automatenuhren. (...) Auf einmal hiess es stopp, es braucht keine Automaten mehr, die Quarz kommt.» (H.F.)

Die Quarzuhr erlebte einen derartigen Aufschwung, weil sie zwei grosse Vorteile hatte: Sie lief genauer und war billiger herzustellen.

«Das war also eine Revolution, das war etwas Unwahrscheinliches, diese Erfindung. Diese Uhren sind viel exakter, ohne Zweifel. Es war einfach unmöglich, eine solche Qualität mit dem alten System zu erreichen.» (E.A.)

«Ich muss sagen, eine Quarzuhr differiert ein paar Sekunden in der Woche. Hingegen mit meiner Automatuhr (...) habe ich Schwierigkeiten, da sie immer vorgeht. Die Quarzuhr löste somit eine wirkliche Revolution aus. Dies führte zu einem immensen Stellenabbau. Ein Automat besteht aus zirka 140 Bestandteilen, eine Quarz aus 35 bis 40. (...) Dies entspricht ungefähr dem Abbau der Arbeitsplätze. Anfang der 1960er-Jahre waren in der Uhrenindustrie zirka 92 000 Arbeitskräfte beschäftigt, heute liegt die Zahl zwischen 25 000 und 30 000. Dazu kommt, dass man eine Quarzuhr viel besser automatisiert zusammenstellen kann als eine Automatikuhr.» (H.F.)

Grundsätzlich war die schweizerische Uhrenindustrie zuwenig flexibel, sich auf Neuerungen einzulassen.

«Wir in der Schweiz verpassten es meiner Ansicht nach, auf die Neuheiten umzusteigen, als die erste elektronische Uhr auf den Markt kam.» (H.F.)

Biografien der Interviewpartner

Walter Allemann-Bläsi (W.A.):

1908 Geburt in Welschenrohr als Sohn des Uhrmachers und späteren Termineurs Emil Allemann. 1923 Schulabschluss nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule. Eintritt ins kantonale Lehrerseminar Solothurn, 1927 Lehrerpatent. 1927–1931 Anstellungen in Holderbank, Büsserach, Rodersdorf, 1931–1973 Lehrer in Welschenrohr auf verschiedenen Schulstufen. 1977–1979 Arbeit an der Dorfchronik «800-Jahr-Feier Welschenrohr».

Ernest Allemann-Uebelmann (E.A.):

1920 Geburt in Welschenrohr. 1935 Schulabschluss in Welschenrohr nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule. 1936 Welschlandaufenthalt als Notlösung, da wegen der Krise der 1930er-Jahre keine Arbeitsmöglichkeit in der Uhrenindustrie gefunden werden konnte. 1937 Anlehre des Achevage und des Mise en marche in der Technos Welschenrohr. 1979 Entlassung nach 42 Jahren Tätigkeit in der Technos in Welschenrohr. Neue Anstellung in der Autophon Solothurn. 1985 Pensionierung.

Hedy Béguelin-Uebelhart (H.B.):

1922 Geburt in Welschenrohr. 1937 Schulabschluss nach sechs Jahren Primarschule, einem Jahr Bezirksschule und einem Jahr Haushaltschule. Anschliessend Arbeit in Haushaltungen, da wegen der Krisenzeit keine Lehrstelle gefunden werden konnte. 1941–1948 Arbeit in der Technos in Welschenrohr als Radiumstreicherin und Uhrputzerin. 1946 Heirat. 1948 Ausbildung zur Heimarbeiterin. 1948–1979 Heimarbeit, Herstellung des Mécanisme.

Hans Fink-Gunzinger (H.F.):

1926 Geburt in Welschenrohr. 1941 Schulabschluss nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule in Welschenrohr. Anschliessend Welschlandaufenthalt in Genf. 1942–1945 Kaufmännische Lehre in Solothurn. 1945 sieben Monate Arbeit beim Kanton. Anschliessend Anstellung in der Technos in Welschenrohr im Einkauf. 1959 Prokurist, Einkaufschef der Technos. 1959–1963 berufsbegleitend Besuch von Kursen in der Betriebsfachschule und in der Uhrmacherschule. 1964–1977 Vizedirektor der Technos mit der Verantwortung über den ganzen Betrieb und die Firmenliegenschaften. 1977–1980 Direktor der Technos und der EDOX (beides GWC-Firmen, die eine Verwaltungseinheit bildeten), Arbeitsort Biel. 1980 Anstellung als Sekretär des Vorstehers des Volkswirtschaftsdepartements in Solothurn. Leiter des Heimwesens des Kantons Solothurn. 1991 Pensionierung. Bis 1997 Staatsvertreter in acht Kommissionen, weiterhin Geschäftsleiter der Winterhilfe des Kantons Solothurn und bis Ende 2000 Geschäftsführer des Kantonalen Fürsorgevereins für psychisch Kranke und Behinderte.

Theres Fink-Gunzinger (T.F.):

1928 Geburt in Welschenrohr. Arbeitete nach dem Besuch der Primar- und Bezirksschule in Welschenrohr vor der Geburt ihres ersten Kindes 1953 in der Arbeitsausgabe der Technos. Bei der Einführung der Lanco-Economic-Bänder in der Technos berechnete sie in Heimarbeit die Vorgabezeiten. Frau von Hans Fink-Gunzinger.

Karl Mägli (K.M.):

1907 Geburt in Welschenrohr als Sohn eines Termineurs, der nach Solothurn lieferte. 1922 Schulabschluss nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule. Anschliessend Arbeit im väterlichen Atelier und im Landwirtschaftsbetrieb des Vaters. 1928 Ausbildung zum Acheveur in der Technos in Welschenrohr. 1930er-Jahre Besuch der Uhrmacherschule in Solothurn. Anschliessend Arbeit in der Technos. 1946 Eröffnung eines eigenen Terminageateliers. 1977 Pensionierung. 1999 Hinschied in Welschenrohr.

Kurt Schmid-Heuri (K.S.):

1929 Geburt in Welschenrohr. 1944 Schulabschluss nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule. Anschliessend mehrmonatiger Landdienst für die Firma Technos in Welschenrohr und Beginn der Anlehre auf dem Achevage und dem Mise en Marche. 1946 Anstellung als Visiteur in der Technos. 1948 Anstellung als Visiteur in der Firma Adolf Allemann Fils. 1953 Fabrikationschefstellvertreter. 1961 Abteilungschef der Werkfabrikation. 1961–1962 Werkmeisterkurs der Uhrenindustrie. 1963 nach dem Konkurs der Tourist Anstellung in der Technos. Mehrmonatige Ausbildung auf der gesamten Uhr. 1964 Gewerblicher Lehrabschluss als Uhrmonteur. Anschliessend Ausbildung zum Régleur in der Technos. 1965 Leiter eines Réglageateliers in Brienz. 1966 Schliessung des Réglageateliers in Brienz wegen Nachwuchsmangels. Danach als Protêsmacher und anschliessend als Verantwortlicher für die termingerechte Werkfertigung in der Technos tätig. 1976 Anstellung als Verwalter der Raiffeisenbank in Welschenrohr. 1981–1989 Gemeinderat und Mitglied der Finanzkommission. 1994 Pensionierung.

Ruth Schmid-Heuri (R.S.):

1927 Geburt als Tochter des Schalenfabrikanten Walter Heuri von Le Noirmont in Welschenrohr. 1929 Tod des Vaters; die Mutter finanzierte den Familienunterhalt mit Heimarbeit. 1942 Schulabschluss nach sechs Jahren Primar- und zwei Jahren Bezirksschule. Anschliessend Tätigkeit in Haushaltungen in Biel und Welschenrohr. 1943 Anstellung als Hilfsarbeiterin in der Weckerfabrik Schwab in Welschenrohr. 1945 Anstellung in der Technos (Retoucheabteilung). 1953 Heirat. Danach Heimarbeit für die Technos (Finissage), 1958–1960 Herstellung von Barillets. 1960 Geburt des vierten Kindes. Ende der Heimarbeit.

Bibliographie

Allemann Walter/Meier Otto: 800-Jahr-Feier Welschenrohr. Welschenrohr 1979.
Fink Urban: Kulturkampf in Welschenrohr 1909–1912. Pfarrer August Ackermann und seine Pfarrchroniken. Welschenrohr 1991.
Fink Urban (Red.): Fleissige Hände. Uhrenindustrie in Welschenrohr und im Thal 1880–1980. Welschenrohr 2000.
Hafner Wolfgang: Wenn du im Thal aufgewachsen bist, so lässt dich diese Gegend dein ganzes Leben nicht mehr los. Balsthal 1984.
Scheidegger Christoph: Lohn und Arbeitszeit: Fabrikarbeiter und Eisenbahner im Kanton Solothurn 1862–1920. Zürich 1988.
Schmid Gerhard: Welschenrohr – Spuren der Industriekrise. Geografisches Institut der Universität Bern 1984 (Manuskript).
Schwab Fernand: Die industrielle Entwicklung des Kantons Solothurn und ihr Einfluss auf die Volkswirtschaft. 1. Band. Solothurn 1927/1931.
Trueb Lucien F.: Die Zeit der Uhren. Historie – Modelle – Hersteller. Ulm 1999.
Vogt Albert (Hrsg.): Unstet. Lebenslauf des Ärbeeribuebs, Chirsi- und Geschirrhausierers Peter Binz von ihm selbst erzählt. Zürich 1995.

Technos. 50 Jahre Gebrüder Gunzinger AG Welschenrohr. Solothurn (1954).
Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Bezirksschule Welschenrohr 1904–1954. Balsthal 1954.
Zum 75. Geburtstag von Josef Gunzinger, Industrieller, Welschenrohr. Solothurn (1967).